



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 3 March 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, March 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. März 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Der Mensch in der Glorie des Friedens.
Siehe Bericht über die Wandteppiche von Jean Lurcat

Foto: Udo Hoffmann





Die Jugend ist wieder das Stiefkind

Jugendausschuß des Bundestages will Regierungsentwurf eines Jugendarbeitsschutzgesetzes verschlechtern!

Die Beratungen für ein Jugendarbeitsschutzgesetz im Bundestag, auf das die Jugend schon fast seit zehn Jahren wartet, sind endlich in Gang gekommen. Der Jugendausschuß des Bundestages hat sich abschließend mit dem Gesetzentwurf befaßt. Der federführende Ausschuß für Arbeit berät seit Mitte Januar das Gesetz im zweiten Durchgang. Sollte jedoch ein Jugendlicher geglaubt haben, der für die Anliegen der Jugend im besonderen Maße zuständige Bundestagsausschuß für Familien- und Jugendfragen würde die von der Bundesregierung vorgesehenen Schutzbestimmungen – zumindest in der einen oder anderen Frage – verbessern, wurde einmal mehr enttäuscht. Vielmehr ist festzustellen, daß die Mehrheit des Ausschusses anscheinend ihre Hauptaufgabe darin gesehen hat, den Schutz der Jugendlichen zu verringern. Und schon ist zu ersehen, daß sich der Ausschuß für Arbeit bereits etlichen Verschlechterungsanträgen angeschlossen hat. – Zweifelloser kein gutes Zeichen für die Jugendpolitik in der Bundesrepublik.

Zulassung von Kinderarbeit

Den Hauptangriff führten der Jugendausschuß und der Ausschuß für Arbeit gegen das sowohl im SPD-Entwurf als auch im Regierungsentwurf vorgesehene Verbot der Kinderarbeit. „Sogenannte gelegentliche Hilfeleistungen“ sollen für Kinder jeglichen Alters zugelassen werden. Dabei kann es sich keineswegs um kleine gelegentliche Hilfen handeln, die das Kind oder der Jugendliche vielleicht der Nachbarin leistet. Diese sind überhaupt nicht gesetzlich zu fassen. Eine derartige offizielle Ausnahmebestimmung im Gesetz wird vielmehr der Kinderarbeit geradezu Tür und Tor öffnen. Es wird sich sehr schnell erweisen, daß diese Regelung weit über die derzeitigen Ausnahmebestimmungen des Kinderarbeitsverbotes auf Grund des geltenden Jugendarbeitsschutzgesetzes von 1938 hinausgeht. Ist es ferner schon sehr bedenklich, die bis zum dritten Grade mit dem Arbeitgeber verwandten Kinder und Jugendlichen aus dem Gesetz zu streichen, so mutet es fast mittelalterlich an, daß auch die Arbeit fremder Kinder in der Landwirtschaft ab zwölf Jahre ohne zeitliche Begrenzung zugelassen werden soll. Lediglich vor dem Schulunterricht und in der Zeit von 18 bis 8 Uhr soll Kinderarbeit verboten sein. Um die Öffentlichkeit jedoch nicht zu sehr mit dem Begriff Kinderarbeit zu schockieren, hat man auch hier einen Dreh gefunden – das Gesetz soll „nur“?! „leichte Hilfeleistungen“ der Kinder in der Landwirtschaft erlauben. Die Mehrheit will den Schein wahren, um offensichtlich ihr schlechtes Gewissen zu verdecken. Was jedoch an Kinderarbeit dadurch tatsächlich zugelassen wird, ist aus der Untersuchung der Agrarsozialen Gesellschaft zu entnehmen: Arbeitszeiten einschließlich Schule von zehn, elf und zwölf Stunden. Unberücksichtigt bleibt die Tatsache, daß der allgemeine Gesundheitszustand der Kinder und Jugendlichen auf dem Lande schlechter ist als in den Städten und sich die Lehrer bitter über die Arbeit der Kinder beklagen, die oft die Ursache dafür ist, daß sie dem Schulunterricht überhaupt nicht mehr folgen können. Hier kann man nur sagen: „Erbärmlich – sehr erbärmlich.“

Bei der vorliegenden Tendenz konnten sich die Ausschüsse natürlich auch nicht dazu durchringen, die 17jährigen jugendlichen Facharbeiter in den Geltungsbereich des Gesetzes einzubeziehen. Es soll vielmehr der groteske Zustand geschaffen werden, daß der 17jährige Jugendliche, der bei der Facharbeiterprüfung durchfällt, weiter den notwendigen Schutz des Gesetzes erhält. Besteht er die Prüfung, geht er „zum Dank dafür“ leer aus.

Arbeitszeit bis zu 44 Stunden

Bei der Arbeitszeit kam man auf die neue, wenn auch nicht originelle Idee, die Arbeitszeiten für Jugendliche aufzugliedern: Wöchentlich 40 Stunden bis zu 16 Jahren, 44 Stunden von 16 bis 18 Jahren. Dabei soll allerdings vorgeschrieben werden, daß die Arbeitszeit der Erwachsenen im Betrieb von den Jugendlichen nicht überschritten werden darf. Daß sich jedoch derart unterschiedliche Arbeitszeiten im Betrieb sehr schlecht überwachen lassen, liegt auf der Hand. Bei einer Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht um ein Jahr würde letztlich die 44-Stunden-Woche für fast alle Jugendlichen gelten. Da bereits für über 4 Millionen Erwachsene tarifvertraglich eine Arbeitszeit von 44 Stunden wöchentlich und weniger festgesetzt ist, zielt der Vorschlag offensichtlich darauf ab, für die Jugendlichen die gleichen Arbeitszeiten wie für die Erwachsenen zu erreichen.

Der ständige Hinweis der Ärzte, daß der Jugendliche weit weniger belastet werden darf als der Erwachsene, sofern nachhaltige Gesundheitsschäden vermieden werden sollen, wurde von der Mehrheit beider Ausschüsse in den Wind geschlagen.

Ungenügende gesundheitliche Überwachung

War zu hoffen, daß der Jugendausschuß wenigstens die so notwendige gesundheitliche Überwachung begrüßt, wie sie die Übereinkommen der Internationalen Arbeitsorganisation vorschreiben und im Regierungsentwurf vorgesehen ist, so wurde man wiederum enttäuscht. Selbst hier verlangt der Ausschuß derartige Änderungen, daß im Grunde nicht mehr viel übrigbleiben als eine Einstellungsuntersuchung – sprich Abschlußuntersuchung in der Schule – und eine Nachuntersuchung im ersten Jahr der Beschäftigung. Kein Wort mehr von den in den Übereinkommen Nr. 77 und 78 der Internationalen Arbeitsorganisation vorgesehenen Nachuntersuchungen in jährlichen Abständen, kein Wort mehr davon, daß notwendigerweise auch Auflagen und Einschränkungen für die Arbeit des Jugendlichen vorgesehen werden müssen, sofern individuelle Gesundheitsgefährdungen durch die betreffende Arbeit vorhanden sind. Was in fast allen europäischen Ländern seit Jahren praktiziert wird – u. a. in Frankreich, Italien, Österreich, Belgien, Luxemburg, Großbritannien, Norwegen, Dänemark, Schweden, Portugal –, nämlich ein Gesundheitsschutz entsprechend internationaler Abkommen, soll in einem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz in der Bundesrepublik nicht eingeführt werden. Damit noch nicht genug! Der Angriff des Jugendausschusses gegen den Regierungsentwurf geht weiter. Er verlangt, auch Bestimmungen, die eine bessere Einhaltung des Gesetzes erreichen sollen, zu streichen. Die Lehrer sollen nicht die Pflicht haben, Auskünfte über Verstöße gegen das Gesetz zu erteilen.

Die zuständigen Behörden sollen nicht das Recht erhalten, im eigenen Namen gerichtlich auf die Arbeits- und Mehrarbeitsvergütungen zu klagen – und die Jugendarbeitsschutzausschüsse, die besonders dazu beitragen würden, beratend und aufklärend im Sinne des Jugendarbeitsschutzes zu wirken, wurden als unnötig abgelehnt.

Über die Fragen des Gesundheitsschutzes und die zuletzt aufgeführten Bestimmungen muß der Bundestagsausschuß für Arbeit noch befinden. Wir wollen noch nicht jede Hoffnung aufgeben.

Der Bundestag muß entscheiden

Wenn etwa Ende März/Anfang April der Ausschuß für Arbeit seine Beratungen abgeschlossen hat und das Gesetz verabschiedet wird, zeigt es sich, ob der Bundestag wirklich das Wohl der berufstätigen Jugend im Auge hat. Die Jugend wird ihre Antwort nicht schuldig bleiben, wenn dies nicht der Fall sein sollte. Nicht umsonst hat die 4. Bundesjugendkonferenz des DGB den Beschluß gefaßt, ein Weißbuch herauszugeben, das aufzeigt, weshalb die Beratungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes jahrelange Verzögerungen erfahren haben und wer die Schuld an eventuellen Verschlechterungen des Regierungsentwurfes trägt.

ix

Wohin Bundesrepublik?

Die Burschen, die in der Weihnacht des vergangenen Jahres das jüdische Gotteshaus und das Mahnmal der Opfer der Gestapo in Köln beschmierten, wurden bestraft, der Kanzler war in Bergen-Belsen, es wurden viele Reden von Regierungseleuten gegen den Antisemitismus gehalten, die Schulbücher sollen geprüft werden. Und dabei soll es bleiben? Die Taten fehlen noch. Als Folge der Ereignisse in Köln stand der Fa. Oberländer auf der Tagesordnung. Selbst von parlamentarischen Vertretern der Regierungspartei wurde sein Rücktritt gefordert. Aber er bleibt. Kein Wunder, daß die Angriffe gegen die Bundesrepublik im Ausland weiter gehen und eine deutschfeindliche Welle eingesetzt hat, die jetzt durch die von der Bundesrepublik geplante Einrichtung von Nachschubbasen und Ausbildungsplätzen in Spanien neue Nahrung erhalten hat. Spanien – wer denkt da nicht daran, daß die Luftwaffe der Nazis in Spanien im Kampf gegen eine rechtmäßig gewählte demokratische Regierung ihre Generalprobe abhielt? Wer denkt da nicht an die kleine spanische Stadt Guernica, die von dieser Luftwaffe mit fast all ihren Bewohnern buchstäblich vernichtet wurde? Ein Vorgang, der damals einen Weltprotest auslöste. Spanien – wer denkt dabei nicht daran, daß in diesem Lande die primitivsten menschlichen Rechte mit Füßen getreten werden, daß es dort keine Geistes- und Glaubensfreiheit gibt, daß es für die Arbeiter keine Koalitionsfreiheit gibt, daß dieses Land das dunkelste und brutalste Regime Europas ist? Ausgerechnet Spanien! Welch ein Licht wirft das auf die von allen guten Geistern verlassene Bundesrepublik? Gewiß, die USA haben dieses Regime anerkannt, aber auch das ändert nichts daran, daß dieses Regime keine Rechtsbasis hat. Und es gibt nicht kleine Kreise in den USA, die das nur mit Beschämung feststellen.

Und was geht nach den Vorgängen in Köln in der Bundesrepublik vor? Es hat den Anschein, als wolle man die Bevölkerung in eine Kriegspsychose hineintreiben. Da bringt der Innenminister ein Notstandsgesetz ein, das im Grunde die Demokratie außer Kraft setzen soll. Eine Notdienstpflicht für Frauen (fatal an die „Blitzmädel“ erinnernd) wird beschlossen. Der Luftschutz wird forciert. Ein neuer „Volkssturm“ steht in der Diskussion. Mehr noch als bisher will man die kriegsgedienten Jahrgänge zusammenrommeln. Was ist das? Will man wieder ein Volk in Waffen?

Gibt es eigentlich in unserer Regierung niemand mehr, der sich darüber klar ist, daß all diese Vorgänge das Ansehen der Bundesrepublik untergraben müssen? Soll man denen Wind in die Segel geben, die der Überzeugung sind, daß dieses Volk nicht gelernt hat, daß es nie zur Demokratie reif wird?

In wenigen Wochen werden die Vertreter von West und Ost zur Gipfelkonferenz zusammentreten. Mit ziemlicher Gewißheit werden auch Beschlüsse über unser Schicksal dort getroffen. Aber wie stehen wir da, wenn wir nicht in der Lage sind, unser Land von den Schatten der Vergangenheit zu säubern? Wie stehen wir da, wenn auch nur der leiseste Verdacht aufkommen kann, als wollten wir erneut ein Volk in Waffen werden? Man sollte sich doch darüber klar sein, daß weniger auf unsere Worte als viel mehr auf unsere Taten geschaut wird. Anderen diffamieren uns mehr als genug, wir sollten es nicht selbst auch noch tun. Das Ansehen unseres Landes wird untergraben, wenn nazistische Richter und Herr Oberländer im Amt bleiben. Und es wird auch untergraben, wenn man die junge Freiheit dieses Landes durch ein Notstandsgesetz teilweise wieder außer Kraft setzen will.

Der Notstand unserer Demokratie liegt darin, daß es wieder Kräfte bei uns gibt, die nur mit einem Notstandsgesetz glauben regieren zu können. Es sind die Gewerkschaften, die das Schlimmste von einem solchen Gesetz befürchten. Also die größte demokratische Massenorganisation der Bundesrepublik, die bei Festreden auch von Regierungsseite immer beschmeigelt wird, daß sie die Demokratie ernst nimmt. Demokratie ist aber keine Sache der Festreden. Demokratie muß gelebt und praktiziert werden, von jedem einzelnen Staatsbürger und bestimmt von einer demokratisch gewählten Regierung. Tut sie das nicht, so könnte der Notstand gegen sie erklärt werden.

Hans Dohrenbusch

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Hans Christian Hansen

Sozialist und Staatsmann
Er gewann die Herzen aller Menschen



Man kehrt vor der eigenen Tür

Schwedische Jugend gegen den Neo-Nazismus

Von unserem Mg-Mitarbeiter in Schweden

Die Welle antisemitischer Aktionen, die in Köln ausgelöst wurde, schlägt zurück und bedroht nun ihre Urheber. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende mußte man schauernd feststellen, daß die nazistischen Pestherde, die eine Welt an den Rand des Unterganges gebracht hatten, noch voll lebenskräftig waren und einen endlosen Strom von Krankheitskeimen aussendeten, nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen anderen Ländern der Welt: Das faschistische Folterregime in Algerien ist nur das am meisten in die Augen fallende, aber nicht das einzige Beispiel.

Daß die Zeichen an der Wand nur Symptome einer Krankheit sind, deren Herde anderswo und tiefer sitzen, hat man besonders in den skandinavischen Ländern überraschend schnell und gründlich erkannt. Man hörte von den deutschen Nazi-Koryphäen, die heute in hohen Staatsstellungen sitzen, und man richtete ein schärferes Auge auf seine eigene politische Umwelt! Man erinnerte sich, daß man selbst einen Engdahl, einen Aberg und einen Göran Assar hatte! Man erfuhr von den weißen Flecken in den deutschen Geschichtsbüchern, in denen das Dritte Reich und seine Verbrechen mit einigen Sätzen nur erwähnt werden, und man schaute etwas besser seine eigenen Schulbücher an und fand, daß sie keinen Deut besser waren! Hier liegt aber die Quelle kommender neo-nazistischer Erfolge, und hier setzte auch die Gegenaktion der schwedischen Jugend ein.

Daß dies überhaupt erst geschehen mußte, daß erst Köln und die Folgen notwendig waren, um Millionen Menschen die Augen zu öffnen, schon das ist beklemmend und zeigt an, wie dünn der Boden ist, auf dem wir gehen.

Am Donnerstag, dem 28. Januar, kamen zwei Burschen und ein Mädchen in das Gebäude der Reichskanzlei in Stockholm, sagten im Anmelderaum, wen sie zu sprechen wünschten, und klopfen eine Viertelstunde später an die Tür des schwedischen Kulturministers Ragnar Edenmann. Der Minister sah etwas verwundert auf die jugendliche Delegation, bat die jungen Leute jedoch höflich, Platz zu nehmen und ihr Anliegen vorzubringen. Das geschah auch in geziemender Form, Präzision und der notwendigen Überzeugungskraft. Nach einigen Minuten wußte der Herr Minister, daß das, was als ein belangloser Zufälligkeitsbesuch begonnen hatte, ihn vor eine schwere Aufgabe stellen würde.

Umfassende Rundfragen schwedischer Zeitungen hatten ergeben, daß auch die Schüler der Mittel- und Oberschulen vom Dritten Reich und allen seinen Begleiterscheinungen wenig oder nichts wußten. Viele vermochten nicht einmal Hitler den richtigen Platz in der Geschichte zu geben. Heydrich und

Himmler wurden zu Kunstfliegern ernannt, Auschwitz zum jüdischen Schutzgebiet, Belsen zum Hauptquartier der englischen Armee in Deutschland, Anne Frank kannte man, aber von den Konzentrationslagern wußte man kaum etwas. Auf die gesamte Geschichte des Dritten Reiches hatte der Lehrplan nicht mehr als eine Stunde verwendet – in acht Jahren! Die Lehrbücher – und auch die meisten Lehrer – hielten sich an das zuverlässige Mittelalter, an die Kreuzzüge und an die abenteuerlichen Fahrten der Wikinger. Für den Aufbruch der braunen Kolonnen und die folgende große Ostlandfahrt, die dreißig Millionen Todesopfer kostete, hatte man keine Zeit mehr.

Doch nun war die Pestbeule geplatzt. „Sagt uns endlich die Wahrheit über den Nazismus und Antisemitismus“, forderte die Jugend Schwedens. Allein die drei jungen Menschen, die an jenem Vormittag bei dem schwedischen Kulturminister vorsprachen, vertraten die größte schwedische Schülerorganisation mit 120000 Mitgliedern. Sie verlangten im Namen dieser 120000 die Revision der schwedischen Geschichtsdarstellung und die Ausgabe von revidierten Lehrbüchern der Geschichte. Eine Kontrolle ergab, daß von zwanzig Schulbüchern nur zwei oder drei das im vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Geschehene richtig schilderten.

Minister Edenmann gab sofort einige klare Zusicherungen, deren wichtigste Punkte hier folgen:

Das Lehrfach Gesellschaftslehre wird aus dem übrigen Lehrstoff herausgelöst, es wird ein freistehendes eigenes Lehrfach werden, für das mehr Zeit als jetzt bereit gestellt wird.

Das Problem Demokratie und Diktatur wird in diesem Lehrfach einen breiten Platz einnehmen. Die Neuerung soll „in kürzester Zeit“ durchgeführt werden.

Die Lehrbücher in Geschichte werden bereits von der obersten Schulverwaltung geprüft; die neuen Schulbücher werden unter allen Umständen der Gegenwartsgeschichte mehr Raum widmen.

Den Aktionen der Mittelschüler schlossen sich alle demokratischen Jugendverbände an. Gleichzeitig werden in der Presse die eigenen nazistischen Zellen schonungslos angeprangert. Man kehrt resolut vor der eigenen Tür. Aber man erwartet, daß auch in den Landen am Rhein gekehrt wird, je gründlicher, um so besser ist es für das Ansehen Deutschlands in den skandinavischen Ländern.

Die Jungsozialisten der zwanziger Jahre, die „Junge Garde des Proletariats“, die auf dem unvergeßlichen Internationalen Jugendtag in Wien 1929 ihren Willen manifestierte, die Kriege aus der Welt zu schaffen und das Gesicht dieser Welt zu verändern, ist keine von einem glücklichen Schicksal gesegnete Generation. Zermürbende Massenarbeitslosigkeit, ohnmächtiger Kampf gegen die drohende Diktatur, politische Verfolgung, die Hölle des zweiten Weltkrieges, das sind die Etappen ihres Weges. Was nicht in den Knochenmühen des Krieges zermahlen wurde, sah sich oft vor unlösbar scheinende Aufgaben gestellt. Was an politischen Persönlichkeiten vorhanden war, wird durch das Übermaß der Aufgaben aufgerieben und stirbt früh. Der Holländer Koos Voring gehörte zu dieser Generation, der Schwede Rickard Lindström und die Dänen Hans Hedtoft und H. C. Hansen – alle gingen vor ihrer Zeit.

Der in Aarhus geborene H. C. Hansen wurde Typograph wie Hans Hedtoft, folgte diesen in die Funktionen des Sekretärs und Vorsitzenden des Sozialistischen Jugendverbandes Dänemarks, und schließlich wurde er auch nach Hedtoft Regierungschef des Landes, als der Freund und Parteigenosse während einer Konferenz in Stockholm unerwartet gestorben war. Jeder von den beiden war nur wenig mehr als fünfzig Jahre alt geworden.

H. C. Hansen war nicht nur eine große politische Begabung und ein erfolgreicher Staatsmann, sondern auch ein ungewöhnlich liebenswürdiger Mensch. Er besaß die seltene Gabe, auseinanderstrebende Kräfte durch Festigkeit im Prinzipiellen und Nachgiebigkeit im einzelnen zusammenzuhalten. Die Worte der Wertschätzung, die nach seinem Tode von den politischen Gegnern gesprochen wurden, sind keine pflichtgemäße Phrasen, sondern Ausdruck ehrlichen Bedauerns und echten Mitgeföhles: H. C. Hansen hatte es verstanden, sich sogar als Finanzminister Freunde zu erwerben, in allen Parteilagern, und es gibt wohl wenige Finanzminister auf dieser Welt, die das von sich behaupten können.

Gern erzählt wird die Geschichte, wie H. C. Hansen nach der Begründung eines Staatsvoranschlags vor dem Mikrophon des Rundfunks zu seiner geliebten Mandoline griff und den Hörern, denen er soeben von schweren Belastungen hatte erzählen müssen, ein besseres und schöneres Liedchen vorspielte. Etwas vom Spielmann und Dichter war immer in ihm, und hätte ihn die Politik nicht so früh für ihre Zwecke eingespannt, so wäre er vielleicht auch ein Dichter geworden wie sein großer Landsmann H. C. Andersen, mit dem er nicht nur die Initialen gemeinsam hatte.

Einige Monate vor seinem Tod kam H. C. Hansen in einem Brief an den schwedischen Sozialminister Torsten Nilsson noch einmal auf die Jungsozialistenzeit zurück, und zwischen den Zeilen fand sich schon die leise Ahnung des nahenden Endes:

„Denke Dir, wenn wir noch einmal durch die enge Gasse in Paris gehen könnten. Du und ich und Erich (Ollenhauer), Papanek, Bjarne Bratöj, Gunnar Sand und Atos Wirthanen, und wer nun da alles dabeigewesen war. – Es war eine schöne Zeit – und wie froh waren wir über die wenigen Freiquartiere, den Geist guter Freundschaft und feiner Kameradschaft, der unsere Jugend mit Glück und Erlebnissen erfüllte.“

Nun sind wir alt genug geworden um zu sehen, daß rings um uns schon viele Plätze leer sind. Wo sind sie hin, die vielen Freunde? Ja, einige sind noch da, Gott sei Dank! Aber trotzdem ...“

Martin Grill

Dortmund – Stadt der Jugendheime

Von Hans Düsterhus

Dortmund nennt man die Stadt des Sports, die Stadt der Westfalenhalle, der großen Kundgebungen, Veranstaltungen und Begegnungen. Dortmund ist die Stadt, die nicht nur das erste, hoch über der Erde liegende drehbare Turm-Café besitzt, sondern seiner Jugend eine Reihe von Bezirksjugendheimen mit einem zentralen „Haus der Jugend“ gebaut hat.

„Fritz-Henßler-Haus“ wird dieses moderne Jugendzentrum nach dem leider viel zu früh im Jahre 1953 verstorbenen, hochverdienten Oberbürgermeister von Dortmund benannt. In den entscheidenden Jahren des Wiederaufbaus nach 1945 stand Fritz Henßler der Stadt mit seinen 630 000 Einwohnern vor. Die Haupterwerbsquellen dieser Menschen sind die Kohle und der Stahl mit den vielen Nebengewinnungsanlagen und weiterverarbeitenden Industrien.

150 000 bis 160 000 Jugendliche wohnen schätzungsweise in dieser Metropole des östlichen Ruhrreviers. Davon suchen in den Sommermonaten 29 000, im Winter bis zu 43 000 Jugendliche, Mädchen wie Jungen, das „Haus der Jugend“ auf. Nicht mitgerechnet sind hierbei die 1100 bis 1600 Jugendlichen, die in einem von 10 Bezirksjugendheimen gezählt werden.

Rechnet man diese Summen einmal zusammen und vergleicht sie mit der Gesamtzahl der Jugendlichen, so ergibt sich, daß im Sommer ungefähr jeder vierte, im Winter jeder dritte Dortmunder Jugendliche eines der Häuser aufsucht. Das ist ein beachtenswertes, ein erstaunliches Ergebnis. Wie sind nun die Häuser beschaffen, die so viele Jugendliche anziehen? Zunächst das „Fritz-Henßler-Haus“. Groß, hell, klar gegliedert liegt dieser weithin sichtbare, moderne Bau unmittelbar im Stadtkern. Am 25. Oktober 1956 eröffnet, ist das Haus für rund ein Drittel der Dortmunder in einem Fußweg bis zu 20 Minuten erreichbar. In einer Kombination von ein-, zwei-, drei- und viergeschossiger Bauweise findet der Besucher in diesem Komplex eine Fülle von Angeboten und Möglichkeiten, aus denen er sich das ihm Zusagende auswählen kann.

Zu Beginn unseres Rundganges traten wir durch eine lichtdurchflutete Vorhalle in das Erdgeschoß. Hier fanden wir den größten Raum des Hauses, den 300 Sitzplätze fassenden Theater- und Filmraum. Mit einer kompletten Theater- und Kinoeinrichtung ausgestattet, werden hier täglich ausgesuchte Spiel-, insbesondere Jugendfilme gezeigt. An Eintrittsgeld haben die Jugendlichen 30 Pfennig zu entrichten; wie wir überhaupt feststellen konnten, daß für fast alles, was das Haus seinen Besuchern bot, eine kleine Gebühr als finanzielle Eigenleistung entrichtet werden muß.

Durch einen breiten Wandelgang getrennt liegt gleich gegenüber die Jugendbücherei, die als Zweig der großen Dortmunder Volksbücherei hier ihren Platz gefunden hat. Gut überlegt ist dieses Gegenüber. Der Jugendliche, der auf den Beginn einer Veranstaltung im Theater- und Kinoraum wartet, kann sich die Zeit damit verkürzen, daß er sich die in Schaukästen ausgestellten Bücher und Zeitschriften ansieht. Sollte er etwas mehr Zeit haben und die Bücherei betreten, so findet er eine modern eingerichtete Freihandbücherei vor. Hier kann er sich, von Regal zu Regal wandernd, mit geeignetem Lesestoff versorgen oder aber sich durch den in einer Nische untergebrachten Zettelkatalog informieren. Gleich neben dem Hauptraum liegt der mit Zeitungen und Zeitschriften sowie wertvollen Büchern ausgestattete Leseraum. Er untersteht der ständigen Aufsicht einer Fachkraft, die zugleich bei der Auswahl beraten und helfen kann.

Bedenkt man, daß in unmittelbarer Nähe des „Haus der Jugend“ eine der größten Berufsschulen der Bundesrepublik steht, in der täglich Tausende von Jugendlichen unterrichtet werden, deren Weg größtenteils an diesem Haus vorüberführt, dann gibt es im gesamten Groß-Dortmunder Raum keinen besseren Platz, wo eine derartige Bücherei hingehört. Betreut wird diese Stätte guter Jugendliteratur von einem weit über den Rahmen Dortmunds hinaus bekannten Fachmann für Kinder- und Jugendbücher. Bei ihm holt sich mancher Jugendgruppenleiter Rat und Hilfe für die Einrichtung eigener Büchereien.

Als wir einen Stock tiefer in das Kellergeschoß gingen, mußten wir auf der Treppe etwas an die Seite treten, um eine Reihe von Schihäseln und Schihäsen vorbeizulassen. Sie trugen Bretter auf der Schulter, denn draußen lag der erste, bei uns im Ruhrgebiet so selten gewordene Schnee. Hier im Keller war der Geräteraum, in dem sich die Jugendlichen aus schätzungsweise 400 Paar Schiern der Dortmunder Jugendpflege die passenden ausleihen können. Auch Filmvorführgeräte, Bildwerfer, Tonbandgeräte, Plattenspieler, Dia-Reihen, Schallplatten, Spiel- und Dokumentarfilme können sich die Jugendorganisationen und andere Verbände ausleihen. Im Sommer stehen ungefähr 140 2- bis 20-Mann-Zelte zur Verfügung. Aus einem gut aus-



Und nun hinaus in den Schnee mit den geliehenen Brettern

gebildeten Stamm von Vorführern kann gleich der passende Mann zum passenden Gerät mit „ausgeliehen“ werden.

Hier im Keller fanden wir auch den größten Teil der zehn Werkräume für die praktische Arbeit. Beim Durchgang durch diese Räume war in dem mit allen notwendigen technischen Voraussetzungen, komplett eingerichteten Fotolabors eine Arbeitsgemeinschaft mit der Herstellung von Diapositiven beschäftigt. Im Werkraum Metall fanden wir 20 Mädchen und vier Jungen vor, die eifrig Treib- und Emailarbeiten nach eigenen Entwürfen ausführten; dabei mag es an der Überzahl weiblicher Teilnehmer gelegen haben, daß hauptsächlich Schmuck entstand. Ob wir die Werkräume für Holz, Textil, Keramik, Ton oder das Bildhaueratelier aufsuchten, überall wurde emsig gearbeitet, jeder war bei seiner Sache. Alle Räume waren mit den notwendigen Geräten und Werkzeugen wie Webstühlen, Spinnrädern, Buchpressen usw. ausreichend ausgerüstet. Ein großer elektrischer Brennofen, das teuerste Stück im ganzen Hause, versicherte man uns, steht zum Brennen keramischer Erzeugnisse zur Verfügung.

Auch die auf speziellen technischen Gebieten interessierten Jugendlichen finden hier etwas Passendes. Sie werden durch Fachleute in die Welt des Radios, der Kurzwelle, des Sendens und Empfangens eingeführt. Eine Sendeanlage ist vorhanden. Mopedfahrer werden durch Polizeibeamte in Verbindung mit

der Dortmunder Verkehrswacht mit den Problemen des heutigen Straßenverkehrs vertraut gemacht. Ein Diplom und eine Anstecknadel zeugen vom erfolgreichen Besuch eines solcher Lehrgangs.

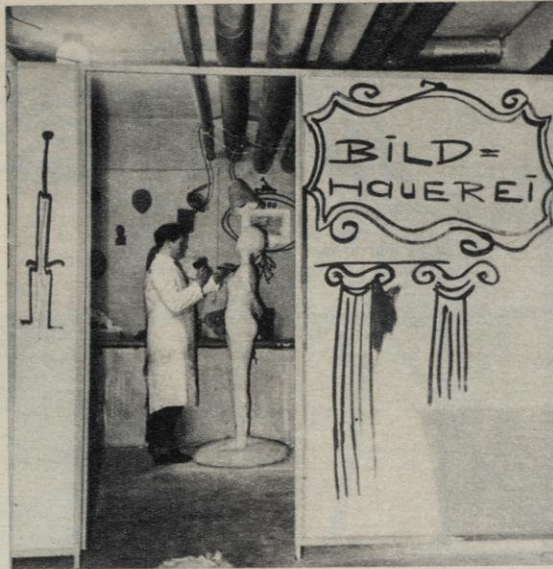
Das Musik- und Tonstudio mit seiner modernen Mischpultanlage gibt interessierten Gruppen Gelegenheit zum Musizieren und Tonaufzeichnungen als auch Wiedergaben. Hier ist die Arbeitsgemeinschaft „Hörspiel“ wie die Dortmunder Jugendmusikschule zu finden.

Lang würde die Reihe, wollten wir alle Veranstaltungen und Arbeitsgemeinschaften aufzählen, die hier in diesem Hause zu finden sind. Sie fangen bei den fast schon klassisch zu nennenden Beschäftigungen der „alten Jugendbewegung“ wie Volkstanz und Laienspiel an, gehen über Schach- und Singkreise, Pantomime-Lehrgänge, moderne Tanzzirkel, um bei „künstlerischem Tanz“, Orffischem Musizieren und Coca-Cola-Bällen zu enden.

Dabei ist von Dortmunder Jugendorganisationen noch gar nicht gesprochen worden. Sie finden Platz in den 16 Heimräumen, die, in verschiedenen Größen, jeder andersartig eingerichtet, zur Verfügung stehen. Die Räume können mitweniger Umstellungen weitgehend dem Sinn einer Zusammenkunft oder eines Heimabends angepaßt werden. Abwechselnd steht der



Erste Übungen im Zeichnen



Bildhauerwerkstatt im Keller



Eine große Bibliothek steht den jungen Menschen offen



Funkunterricht



Die ersten Schritte können sie schon



Wir machen Musik

Achtung! Wir werden geknipst...



Gruppen der große Tischtennis- und der mit einem Schwingboden ausgerüstete Tanz- und Gymnastikraum zur Verfügung. Gleichzeitig hat das Haus ein Fassungsvermögen von 2000 Plätzen.

Beim weiteren Durchgang durch das Haus, der uns an größeren und kleineren Vortragsräumen, Teeküchen, Verbindungshallen, Wandelgängen, dem Dachgarten und dem Innenhof vorbeiführte, hatten wir überall den Eindruck, daß alles gut durchdacht, zweckmäßig, elegant und großzügig gebaut wurde. Wir fanden in diesem Haus die Büros der städtischen Jugendpflege, die Stadtbildstelle sowie das Jugendherbergswerk. Vor allem fanden wir eines, Leben und Bewegung in allen Räumen, ob in den Arbeitsgemeinschaften der Jugendpflege oder bei den Gruppenabenden der Jugendorganisationen, auf den Fluren, an den Tischtennisplatten, im Kinosaal oder der Jugendbücherei. Das war schon die Atmosphäre eines modernen Jugendzentrums. Der Jahreszeit entsprechend liegen die Höhepunkte der Besucherkurve im November und März eines jeden Jahres.

Bei diesem durchaus positiven Nebeneinander behördlicher und freier Jugendpflege ergibt es sich, daß die Grenzen beider Arbeit mitunter haarscharf neben- und miteinander herlaufen. Warum auch nicht? Dortmunds Stadtväter haben nicht auf halbem Wege halt gemacht. Im Vergleich zu anderen Städten hat man die im ganzen Hause spürbare Großzügigkeit nicht bei

der personellen Besetzung der amtlichen Jugendpflege fehlen lassen. Nur fragte es sich, ob der, der Mittel, Möglichkeiten und vor allen Dingen fachlich qualifizierte Menschen zur Verfügung hat, in jedem Falle auf die Dauer gesehen die für die Gesamtpersönlichkeit des jungen Menschen entscheidende Arbeit leistet. Modern ausgedrückt lautet die Frage so: Ist ein Hobby wirklich genug?

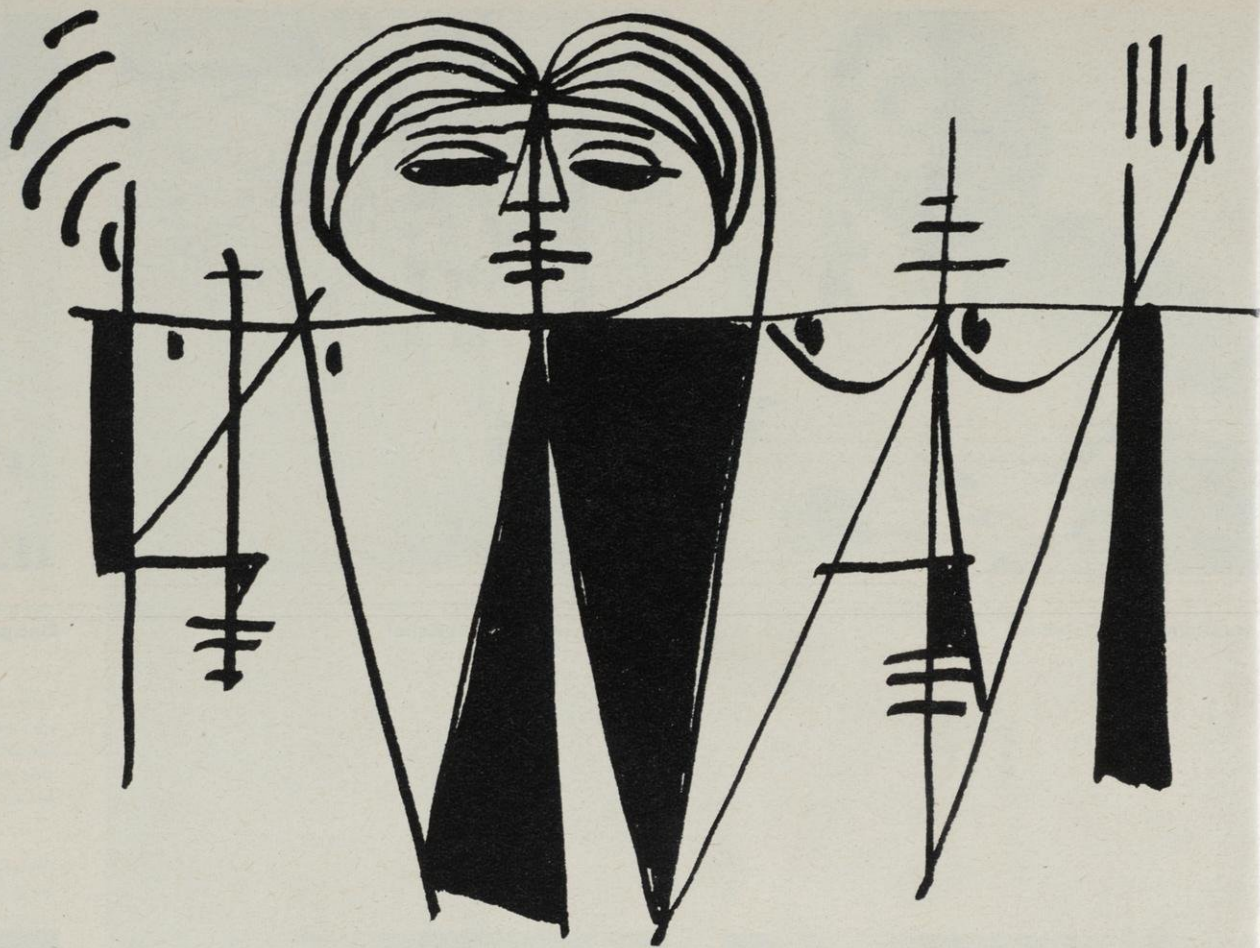
Für die freien Jugendorganisationen stellt sich die Frage anders. Sie haben in einer Stadt mit zehn Bezirksjugendheimen, davon zwei mit Sportteil, einem Schulungsheim – weitere Heime sind geplant oder werden schon gebaut – viele technische Hilfsmittel und Möglichkeiten zur Verfügung. Heime, in denen auch die städtische Jugendpflege wirksam ist. Doch sie müssen in ihrer Arbeit in zweifacher Hinsicht besser sein als in einer anderen Stadt unter vergleichbar schlechteren Bedingungen, wollen sie ihren Führungsanspruch als Jugendpflege treibende Verbände aufrechterhalten. Wie dem auch sei, die Stadt Dortmund gibt auf dem Gebiet der Jugendarbeit in vielerlei Hinsicht ein Beispiel. Ihre Häuser werden von Laien und Fachleuten aus allen Erdteilen mit Interesse besichtigt.

Hoffen wir im ureigensten Sinne unserer Jugend, daß Dortmund nicht lange das Vorbild bleibt, das es für viele deutsche Städte heute noch ist.

Was jedes Mädchen wissen sollte

Kurzgeschichte von Charles Beaumont

Zeichnung: Tomas Kessler



„Ich bin von Natur aus ein heiterer und geduldiger Mensch“, sagte Herr Hansen zu seiner Tochter, „aber alles hat seine Grenzen. Dieses ewige Klopfen an der Tür macht mich noch verrückt. Darum wirst du jetzt nachsehen, was zum Teufel dieser junge Rowdy will!“ Monika schüttelte den Kopf. „Ich habe es dir doch schon erzählt. Pa. Zwischen mir und Max ist alles aus.“

„Dann hast du wohl nichts dagegen, wenn ich ihn hinausschmeiße.“

„Nicht das geringste.“

Vor der Tür stand Max in seiner ganzen Größe. „Ha, Herr Hansen“, sagte er, „ist Monika zu Hause?“

„Sag dem Burschen, daß er weggehen soll, Papa“, rief Monika mit ihrer gelangweiltesten Stimme. „Sag ihm, daß es nichts mehr zu bereden gibt, daß wir miteinander fertig sind.“

Sie humpelte ins Schlafzimmer und betrachtete sich im dreigeteilten Spiegel. Den ganzen Sommer über hatte sie Hosen und Pullover getragen, und dabei war ihr nicht aufgefallen, wie hübsch sie geworden war. Ein bißchen wie Jennifer Jones, dachte sie, wenn man von den Sommersprossen absieht. Wie ärgerlich, Fred Körner konnte jeden Moment hier sein; und was würde er von ihrem Humpeln halten? Sie würde einfach erzählen, sie sei die Treppe hinuntergefallen. Das klang so dramatisch. Jedenfalls besser als die Wahrheit... nämlich, daß sie in einer neuen Variante des alten Hüftschwunges über den Zaun geschleudert worden war.

„Monika!“ dröhnte Hansens Stimme durch die Räume, „der junge Mann möchte wissen, wie das so plötzlich gekommen ist.“

„Seine ewige Ringerei hängt mir zum Halse heraus! Sag ihm, daß ich ihn und sein Judo satt habe!“

Da stand sie, 17 Jahre alt, ein hübsches, begehrenswertes Mädchen, und hatte eins der besten Jahre ihres Lebens mit einem ausgesprochenen Grobian verbracht.

„Er ist fort in die Nacht“, sagte ihr Vater, als er ins Zimmer trat. Er stocherte in seiner Pfeife herum und betrachtete seine Tochter.

„Ein gebrochener Mann, Monika.“

„Kein Mann, Pa, bloß ein Junge.“

Ihr Vater trat näher. „Du siehst schön aus“, sagte er, als ob er es zum erstenmal entdeckte.

„Ich glaube, deine Mutter würde sich freuen, und ich staune, daß wir schließlich doch eine Tochter haben. Ich hatte schon daran gezweifelt.“

„Wirklich? Das Schlimme ist nur... weißt du, vielleicht werden Frauen schneller erwachsen als Männer, oder irgendwas.“

„Oder irgendwas“, sagte ihr Vater und nickte. „Ich meine, Max ist schon in Ordnung; er ist wirklich ein netter Junge, wirklich.“

„Aber?“

„Aber das ist auch alles. Er ist noch ein richtiges Kind. Pa, sieh ihn dir doch an. Er denkt immer bloß an Judo...“

„Ich verstehe“, sagte Herr Hansen, „ich verstehe. Du glaubst jetzt, daß das alles Kinderreien sind, nicht wahr?“

„Etwas nicht?“

„Natürlich... natürlich. Ich versuche nur... dieser junge Mann, der dich heute abend abholt... wie heißt er eigentlich?“

„Fred Körner.“

„So. Ich vermute, der ist schon erwachsener?“

„Und wie!“ sagte Monika. „Fred ist mit Max überhaupt nicht zu vergleichen. Fred ist beinahe 20.“

„Was macht er?“

„Oh, er ist Schriftsteller. Er hat schon eine Menge geschrieben, Pa; meistens Gedichte. Er sagt, er will seine Kunst nicht prostituieren, und deshalb hat er noch nicht viel verkauft. Du weißt ja, wie Verleger sind.“

„Nein“, sagte ihr Vater, „weiß ich nicht. Wie sind sie?“

„Einfach schrecklich. Die wollen immer nur ein Happy-End. Und... na ja, jedenfalls ist Fred ein richtiger Gentleman, und wir wollen uns heute einen französischen Film ansehen. Himmel! Da ist er!“

Die Türglocke läutete, einmal und leise.

„Bitte, Pa, mach ihm auf und sag ihm, daß ich in einer Minute da bin.“

Zwanzig Minuten später kam sie die Treppe herunter. „Es tut mir leid, daß es so lange gedauert hat“, sagte sie.

Fred lächelte. „Das ist ein weibliches Privileg. Jedenfalls hat sich das Warten gelohnt. Sie sehen bezaubernd aus.“

Der junge Mann öffnete die Haustür. Auf der Straße stand Freds kleines altes Auto, und es stand da: - Max.

Monika sagte herzlich: „Fred, darf ich Ihnen

einen unserer Nachbarn vorstellen? Max Schwippert.“

„Freut mich“, sagte Fred.

Max rührte sich nicht. Er starrte Monika an.

„Hör zu“, sagte er, „falls du wegen gestern sauer bist, wegen des Sturzes: es tut mir sehr leid.“

Fred räusperte sich. „Wir haben nicht viel Zeit, Monika.“

„Ich...“ Monika sah Max's Gesichtsausdruck.

„Fred, ich komme in einer Sekunde nach.“

Sie drehte sich um und Max folgte ihr.

„Max, ich möchte, daß du das verstehst. Ich will dir ja nicht weh tun, weil wir so viel Spaß zusammen hatten, aber jetzt ist alles anders... weißt du, ich... ich bin anders geworden. Ich bin kein kleines Mädchen mehr. Ich möchte auch noch andere Dinge machen als Judo-Griffe üben.“

„Ich habe dir doch neulich nur den neuen...“

„Ich weiß. Komm, wir wollen uns nicht darüber streiten, Max. Ich bin eben inzwischen eine Frau geworden, siehst du... und du bist noch...“

„Ja, was bin ich noch?“

„Ein Kindskopf. Ein nettes, großes Kind. Ich meine geistig. Du solltest mal irgendein Buch darüber lesen. Das ist so, Mädchen werden schneller erwachsen als Jungen.“

Max schwieg. Er starrte Monika an, und plötzlich tat er ihr schrecklich leid, wie er da stand in seinen Cordhosen und dem grünen, buntbedruckten Buschhemd.

„Max“. Sie beugte sich vor und küßte ihn leicht auf die Wange. „Eine Frau kann nichts für ihre Gefühle. Man kann es nicht verhindern, daß man erwachsen wird.“

Max errötete. Verwirrt trat er einen Schritt zurück. Dann machte er unvermittelt auf dem Absatz kehrt, rannte weg. Der gute Max.

„Nun, wie hat es Ihnen gefallen?“ fragte Fred, als sie aus dem Kino kamen.

„Wundervoll“, sagte Monika etwas verstört, da sie den Film weder verstanden noch schön gefunden hatte. „Es war wirklich großartig!“

Fred lachte und schüttelte den Kopf. „Diese Gallier!“ sagte er. „Ich bewundere sie. Ihre Haltung der Liebe gegenüber, zum Beispiel. So... ich weiß nicht, so geradeheraus. Sie verstehen, was ich meine?“

„Hm... hm.“

„Solch ein Film wäre bei uns ganz und gar unmöglich. Wir dürfen dies nicht tun, wir dürfen das nicht tun. Uns hat man beigebracht, daß die Liebe im Grunde schlecht ist, während alle Franzosen wissen, daß Sex im Grunde gut ist. Das ist der Unterschied.“

Sie fuhren zu einem Lokal am Stadtrand, und Fred bestellte zwei Martini für sich und ein leichtes Getränk für Monika und schob ihr dann einen Martini zu, als niemand hinsah. Er schmeckte ihr gräßlich, doch sie trank ihn entschlossen aus und ließ nur die Olive übrig.

Nach dem zweiten Martini gelangte sie zu der Überzeugung, daß Fred der smarteste Mann von der Welt sei. Er sprach über Bürokratie, Literaturströmungen, moderne Malerei, Kommunismus und Liebe.

Zehn Minuten vor zwölf meinte Monika, die in einem Meer von Glück und Schläfrigkeit und leiser Trauer schwamm, es wäre besser, wenn Fred sie jetzt nach Hause brächte. Väter hätten so eigene Ansichten über spätes Nachhausekommen, erklärte sie.

Fred brachte sie zum Auto. Sie lehnte den Kopf gegen die Lehne und hörte Fred zu. Er redete immer weiter, und der Ton seiner Stimme wirkte außerordentlich einschläfernd auf sie; ohne es zu wollen, döste sie langsam ein.

Das kurze Aufkreischen der Bremse brachte sie wieder zu sich. „Himmel, ich muß eingeschlafen sein“, sagte sie schuldbewußt. „Entschuldigen Sie, Fred, das wollte ich wirklich nicht, ich...“

„Das macht doch nichts“, murmelte Fred. „Um ganz ehrlich zu sein, ich fühle mich sogar ziemlich geschmeichelt. Die meisten Häschen haben Angst, sich gehen zu lassen. Sie haben Angst, sich zu entspannen. Sie haben immer eine ganze Mauer von Hemmungen und Befürchtungen und Schuldbewußtsein um sich herum.“ Er kam ein wenig näher und drehte die Zündung ab. „Aber Sie sind nicht so. Sie sind... ich weiß nicht, Sie sind jedenfalls anders. Ich mag das an Ihnen. Ihr Parfüm, zum Beispiel. Wonach riecht es eigentlich? Nein, sagen Sie es lieber nicht, das würde ihm den Reiz nehmen.“ Er schloß die Augen, hob eine Hand und rezitierte leise ein paar Zeilen von Baudelaire.

„Das ist französisch, nicht?“ fragte Monika.

„Wie? Ja, Baudelaire. Es heißt... na, ganz egal. Ich sprach von den Dingen, die ich an Ihnen mag, nicht wahr? Sie benehmen sich anders. Sie haben noch nicht einmal gefragt, wo wir sind. Bei den meisten Mädchen wäre es das allererste.“ Er hob seine Stimme zu einem mädchenhaften Falsett: „Wo haben Sie mich hingebracht? Was haben Sie mit mir vor?“ Fred lachte. „Warum sind Frauen bloß so verrückt?“

Beinahe hätte sie auch gefragt, wo sie wären; aber das konnte sie jetzt nicht zugeben. Plötzlich faßte ihr Fred sanft unters Kinn. „Du bist schon eine richtige Frau“, sagte er heiser. „Wirklich.“

Monika lächelte, so wie sie glaubte, daß Grace Kelly unter ähnlichen Umständen gelächelt haben würde, und wünschte im stillen, Max hätte das hören können. Vielleicht wäre ihm dann alles klargeworden. Sie straffte sich, schloß die Augen und wartete auf den Kuß, auf eine zarte Berührung seiner Lippen und ein verständnisvolles Schweigen hinterher. Es spielte sich etwas anders ab. Nach dem ersten Kuß, der sanft genug ausfiel, küßte er sie ein zweites Mal, und weniger sanft, und dann wieder und wieder; und das verständnisvolle Schweigen fiel ganz aus. Sie drängte ihn zurück. „Fred, bitte, ich möchte jetzt lieber nach Hause.“

Er lächelte. „Das möchtest du ja gar nicht“, sagte er. „Du möchtest ebensowenig nach Hause wie ich. Stimmt es?“

Er zog sie wieder in die Arme, doch Monika konnte noch rechtzeitig die Tür öffnen. In ihrer Seligkeit setzte sich ein tiefer Kummer fest. „Es ist so muffig hier drin“, sagte sie. Sie wollte sich auf keinen Fall wie eine Ziege benehmen und alles zerstören. Doch war sie nicht mehr ganz sicher...

Fred sah einen Augenblick verdutzt aus; dann grünte er langsam. „Oh, ich verstehe“, sagte er. „Natürlich, du hast recht; es ist so muffig im Auto. Wir wollen ein Stückchen gehen.“ Er langte nach hinten und holte eine Wolldecke hervor. „Ein Stück in den Park.“ Draußen hörte Monika das entfernte Rauschen von Wasser und wußte, daß sie irgendwo im Stadtpark waren, etwa zwei Kilometer von zu Hause entfernt. Schweigend gingen sie ein Weilchen nebeneinander her. Dann machte Fred unter einer großen Pappel halt. Er breitete die Decke aus und zündete sich eine Zigarette an. Nach ein paar Zügen schleuderte er sie weg und zog Monika dicht zu sich heran. Wir wollen einen herrlichen Abend daraus machen“, flüsterte er. „Ich möchte jetzt lieber nach Hause.“ Monika fragte sich verzweifelt, warum alles solch ein Ende nehmen mußte. Er preßte seine Lippen auf ihren Hals.

„Laß das“, keuchte sie, „laß das, sage ich dir!“

„Wehr dich nicht, Monika“, wiederholte er beständig. „Du bist doch kein kleines Mädchen mehr.“

Seine Worte brachten sie in Wut. Mit einem einzigen Judogriff schleuderte sie ihn in die Luft und kopfüber auf den harten, herbstlichen Boden. Er stöhnte, überschlug sich und versuchte, aufzustehen, fiel aber ins Gras zurück. Der alte Hüftschwung. Sie rannte zurück zur Straße.

Zu Hause holte sie erst Max aus dem Schlaf. Aber er sah nicht aus, als ob er geschlafen hätte. Monika starrte ihn an und lachte, und ehe er etwas sagen konnte, warf sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn schnell auf den Mund.

„He!“
Sie sprang die Stufen hinunter. „Bis morgen!“ rief sie und rannte nach Hause.

„Hallo, Pa!“
Sie zog ihre hochhackigen Schuhe aus und schleuderte sie in die Ecke.

Herr Hansen sah seine Tochter an. „Ich will dich nicht ausfragen“, sagte er, „aber willst du mir nicht etwas über diesen Abend erzählen?“
„Nix!“

„Nichts passiert?“
„Gar nix. Verdanke ich Max. Judo, Pa. Man kann nie wissen, wozu man's mal gebrauchen kann.“

Als Herr Hansen antworten wollte, war seine Tochter bereits verschwunden.
Oder vielmehr: sie war wieder da. Für eine Weile.



Panik im Theater

Erzählung von Dino Buzzati

Zeichnung: Tomas Kessler

Der Maestro Arturo Saracino, 37 Jahre alt, schon auf der Höhe seines Ruhmes, dirigierte im Teatro Argentina die 8. Sinfonie in A-Dur, op. 137 von Brahms und hatte gerade den letzten Satz begonnen, das glanzvolle „Allegro appassionato“. Er glitt also dahin auf der ersten Exposition des Themas, diesem fließenden, einförmigen, ehrlich gesagt etwas langen Monolog, in dem sich jedoch nach und nach die mächtige Ladung der Inspiration zusammenballt, die gegen Ende ausbrechen wird.

Der Zuhörer weiß das nicht, aber er, Saracino, und die Orchestermusiker wußten es und genossen daher, von der Welle des Geigenklanges sanft gewiegt, jenen heiteren trügerischen Augenblick vor dem Wunder, das binnen kurzem sie – die Ausführenden – und das ganze Theater in einen großartigen Strom der Freude hineinreißen würde.

Plötzlich bemerkte er, daß das Publikum ihn im Stich ließ. Für einen Dirigenten ist das die kummervollste Erfahrung. Aus unerklärlichen Gründen bleibt die Anteilnahme des Zuhörers aus: er wird dessen auf geheimnisvolle Weise sofort gewahr; der Raum erscheint ihm wie luftleer; die tausend, zweitausend, dreitausend unsichtbaren Fäden, die zwischen den Hörern und ihm gespannt sind, aus denen ihm Leben, Kraft und Nahrung wächst, erschlaffen oder lösen sich auf. Schließlich bleibt der Dirigent einsam und nackt in eisiger Einöde, mühsam ein Heer mit sich fortziehend, das nicht mehr an ihn glaubt.

Tatsächlich schien es ihm, als griffe im Publikum eine Unruhe um sich. Aus einer Loge, genau zu seiner Rechten, kam ein ersticker Schrei. Im äußersten Augenwinkel sah er zwei, drei Schatten, die aus einem Seitenausgang hinausglitten.

Vom Rang her gebot jemand energisch Ruhe, aber es gab nur eine kurze Atempause. Nur so schnell, wie durch eine unaufhaltsame Gärung verursacht, begann wieder das Geflüster, von hastigen Schritten, heimlichem Rascheln und Knistern, von Schemelrücken und Türenschnellen begleitet.

Was ging vor? Plötzlich, als habe er es in diesem Augenblick schwarz auf weiß gelesen, wußte es der Maestro Saracino. Es war eine Nachricht ins Theater eingedrungen, wahrscheinlich kurz vorher durch Radio übertragen und von einem verspäteten Hörer mitgebracht. Etwas Entsetzliches mußte irgendwo geschehen sein und drohte jetzt, über Rom hereinzubrechen. Krieg? Besetzung? Die Ankündigung eines Atomangriffes? In jenen Tagen waren die verzweiflungsvollsten Vermutungen möglich, und aus den Noten von Brahms glitten tausend angstvolle, klägliche Gedanken und machten sich über ihn her.

Wenn der Krieg ausbrach, wo sollte er seine Familie hinschicken? Sollte man ins Ausland fliehen? Aber was würde dann aus der Villa werden, die eben fertig geworden war und alle seine Ersparnisse verschlungen hatte? Allerdings, was den Beruf anging, so hatte er, Saracino, wenigstens Glück. Bei seiner Berühmtheit würde er jedenfalls an keinem Ort der Erde verhungern müssen. Und daß die Russen

eine Schwäche für Künstler haben, ist ja bekannt. Aber hier fiel ihm zu seinem Schrecken ein, daß er sich vor zwei Jahren sehr kompromittiert hatte, als er mit vielen anderen Intellektuellen ein antisowjetisches Dokument unterschrieb. Nein, nein, besser fliehen. Und seine Mutter, in ihrem Alter? Und seine kleine Schwester? Und die Hunde? Er versank in einen Abgrund von Ratlosigkeit.

Übrigens konnte es inzwischen keinen Zweifel mehr darüber geben, daß es die Nachricht von einer blitzartigen Katastrophe war. Mit jenem Minimum von Anstand, das die Tradition des Theaters gebietet, verließ das Publikum den Saal. Saracino bemerkte immer zahlreichere Lücken, wenn er zu den Logen hinauf sah.

Einer nach dem anderen gingen sie fort. Das Leben, das Geld, die Vorräte, die Evakuierung, es war keine Minute zu verlieren. Um Brahms ging es wahrhaftig nicht mehr.

Was für Feiglinge, dachte Saracino, der noch gute zehn Minuten Sinfonie vor sich hatte, ehe er sich rühren konnte.

Was für ein Feigling, sagte er jedoch gleich darauf zu sich selbst, indem er die verabscheuungswürdige Panik ermaß, von der er sich hatte überwältigen lassen.

Tatsächlich war alles in ihm und um ihn herum in Auflösung begriffen. Die nur noch rein mechanischen Zeichen seines Taktstockes übermittelten nichts mehr an das Orchester, das sich auch seinerseits über die Lage klargeworden war. Und binnen kurzem würden sie bei dem entscheidenden Punkt der Sinfonie ankommen, bei der Befreiung, bei dem großen Flügelschlag!

Plötzlich begriff er: die Rettung, der Ausweg, die einzige sinnvolle und würdige Flucht für ihn wie für all die anderen war: Ausharren, sich nicht fortreißen lassen, die Arbeit bis zu Ende weiterführen. Er wurde von Zorn ergriffen bei dem Gedanken an das, was im Dämmerlicht hinter ihm geschah, was auch mit ihm geschah. Er fuhr auf, hob den Taktstock, warf den Leuten vom Orchester einen herausfordernden und fröhlichen Blick zu und stellte wie durch einen Zauber den Lebensstrom wieder her.

Eine charakteristische absteigende Figur der Klarinette zeigte ihm an, daß sie sich jetzt kurz davor befanden: gleich mußte die Loslösung beginnen, das wilde Aufbäumen mit dem die achte Sinfonie aus dem flachen Land der Mittelmaßigkeit nach oben ausbricht, bis sie siegreich, einer Wolke gleich, im erhabenen Licht emporragt.

Er stürzte sich mit einer Heftigkeit hinein, die der Zorn vervielfacht hatte. Erschauernd bäumte sich auch das Orchester auf, für den Bruchteil einer Sekunde gefährlich schwankend, dann ging es rasend voran, unwiderstehlich.

Und da verstummten Lärm, Verwirrung, Geflüster, Türenschnellen, Schritte, alles Hin und Her, niemand rührte sich, alle verharrten wie angenagelt, keine Angst mehr, nur Scham, während dort oben im silbrigen Klang der Trompeten die Fahnen flatterten.

Der Haifisch lehnte ab

Robert Service, der Dichter des Klondike Goldrausches, starb nun im Alter von 84 Jahren in Lanciaux, in der Bretagne. Der „Yukon Troubadour“, dessen Balladenbücher eine Auflage von mehr als 3000000 erreichten, lebte seit vier Jahrzehnten in Europa.

Der Kanadier schrieb seine Verse um 1905, als er als junger Kassier der Canadian Bank of Commerce im Yukon Territory – in Dawson und Whitehorse – arbeitete. Wohl gehörte der Goldrausch damals bereits der Vergangenheit an, doch das Gebiet stand immer noch im Bann der Abenteurer und ihres Goldfiebers.

Als Robert Service genügend Gedichte für einen schmalen Band verfaßt hatte, sandte er sein Opus, das er „Songs of a Sourdough“ nannte, an den William Briggs Verlag in Toronto. Wohl war die Firma bereit, das Werk des unbekannteren jungen Dichters zu veröffentlichen – doch auf seine Kosten!

Nun mußte Robert Service natürlich versuchen, irgendwo die nötigen 200 Dollar aufzutreiben. Als er schließlich keinen anderen Ausweg mehr wußte, wandte er sich an einen Mr. Bigelow, einen „loan shark“, einen „Anleihe-Hai“, wie Kanadier Wucherer nennen. Service bot ihm, als andere seiner Angebote abgelehnt worden waren, die Hälfte der Buchtantiemen als Zinsen an.

Doch Bigelow wollte natürlich viel mehr – und er wollte zudem ein faustsicheres Unterpand. So zerschlug sich denn diese „Transaktion“; doch im Jahre 1907 kam es schließlich doch zur Veröffentlichung des Balladenbandes. Sein Erfolg war sensationell. Er machte Robert Service zum „Yukon Troubadour“ – und zum reichen Mann.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Buches begegnete der Dichter dem Wucherer in Vancouver. Robert Service zeigte ihm sein Bankbuch, das damals bereits ein Guthaben von 50000 Dollar aufwies. Nun erinnerte der Dichter Mr. Bigelow, den „Anleihe-Hai“ daran, daß ihm 25000 davon gehören würden, wenn er ihm damals in Whitehorse die erbetenen 200 Dollar geliehen hätte.

Bigelow starb in derselben Nacht im Hotel.

„An gebrochenem Herzen“, hieß es am nächsten Tag in dem Pressebericht aus Vancouver, der die Episode und ihre Vorgeschichte erwähnt hatte.

Walter Jelen, Toronto



Stahlwerke - und was sonst?

Ein Bericht aus Indien von Inge Deutschkron

Fotos: UNICEF



Wie wird ihre Zukunft sein?

An den Ufern des Ganges



Wir standen am Hafen von Kalkutta, der immerhin als größte Flußhafen der Welt gilt. Seine große wirtschaftliche Bedeutung für Indien hatte er erst in den letzten Jahren wieder gewinnen müssen. Als 1947 die Teilung des indischen Subkontinents in den hinduistischen Staat Indien und das mohamedanische Pakistan vollzogen wurde, war das fruchtbare Jute anbauende Ost-Bengalien an Pakistan übergegangen, denn damals entschied die religiöse Struktur der Bevölkerung nicht die Wirtschaftlichkeit über die Spaltung des Landes. Der Hafen von Kalkutta, von dem aus die Jute in alle Welt verschifft wurde, war damit seiner Hauptaufgabe beraubt worden. Im Zuge der Industrialisierung Indiens blieb auch Kalkutta Hafen nicht untätig. Längst hatte er seine volle Kapazität wieder erreicht, und der Bau neuer Dockanlagen läßt sogar auf eine Vergrößerung seiner Tätigkeit schließen. „Wir werden erst zufrieden sein, wenn hier überall Schornsteine stehen, Schornsteine so dicht wie an der Ruhr oder wie die Palmen an der Küste von Kerala.“ Viele Inder dachten so wie mein Freund, sie sahen den Schornstein als ein Symbol der Macht, des Fortschritts und des Wohlstands an. Selten stimmten die Standpunkte der fernöstlichen und der westlichen Welt so gut überein wie in diesem Falle.

Gandhi, der Vater der indischen Nation, hatte es anders gewünscht, hatte die Zukunft eines freien Indiens nicht im Aufbau von Industrien gesehen. Er hatte dort wieder anknüpfen wollen, wo Indiens Entwicklung unterbrochen worden war – vor 200 Jahren also, als die englische Kolonialherrschaft in Indien begonnen hatte. In seiner Lehre sprach er von der Abschaffung der bestehenden Industrien, der Auflösung der großen Städte, ja selbst die kleinste Maschine schien ihm im Wege einer gesunden Entwicklung Indiens und seiner Menschen zu stehen. Die Monotonie der Maschine würde den Rhythmus des Lebens bestimmen, die Seele Indiens würde Schaden nehmen, prophetezte der große Mann, den jeder in Indien für unfehlbar hielt.

Wohl keine zweite Lehre Gandhis ist so mißachtet worden wie gerade diese. Das beweisen allein die drei großen Stahlwerke, die Indien sich vom Ausland bauen läßt, um seine Stahlproduktion von 1,2 Millionen Tonnen auf 6 Millionen zu steigern. Rourkela, Bhilai und Durgapur, das deutsche, russische und englische Projekt, sind in aller Munde, und das nicht nur wegen ihres umstrittenen Aufbaus oder der unterschiedlichen Behandlung der indischen Arbeiter. Jedes einzelne von ihnen soll einmal der Mittelpunkt eines großen indischen Industriezentrums werden, wo Schornsteine dicht an dicht stehen, die Vision meines Freundes entsprechend.

Indien ist vom allgemeinen Strom unserer Zeit mitgerissen, ist von der Kraft der Maschine überzeugt worden. Nur der Eifer allein und die Sehnsucht nach eigener Kapazität reichen jedoch nicht aus – der Weg Indiens zum Industriestaat ist in Wahrheit noch sehr weit. Man hüte sich vor der Annahme, Indien, das auf Grund seiner neuen Industrieprojekte den sechsten Platz auf der Liste der Industrieländer einnimmt, habe bereits die Probleme seiner Industrialisierung gelöst. Man vergesse bei allen Berechnungen niemals die ungeheure Größe dieses Landes, das der Europas ohne Rußland gleicht. Seine Bevölkerungszahl hat jetzt 415 Millionen erreicht; sie wächst jedes Jahr um weitere 7 Millionen an.

Was aber ist der augenblickliche Nutzen der Stahlwerke für Indien? Ihre Erzeugnisse werden exportiert, um damit einen Teil der Schulden dieses Landes abzudecken. Aber das ist niemals der Sinn von Stahlwerken – auch nicht in Indien. Bei uns gründeten sich um die Hochöfen sehr bald die Sekundär-

indus
und N
findet
lage f
rechn
bildet
Arbei
Man o
Firme
Elektr
zu ba
nisch
indus
stehe
Darun
rad in
bar
ein R
haben
der G
Erde
und
Güte
seine
Indus
Masc
deran
daß
etwa
Arbe
noch
die
hierb
Hatt
der
Mach
und
Befü
so w
müß
rand
sich
terer
sich
nahm
und
Indu
eige
daß
lehrt
geh
Mah
der
hun
öfer
Inge
dun
nich
Voll
die
War
polit
Gar
die
länd
teill
Spi
klar
Bei
und
una
Pro
der
dar
Das
star
abz
für
star
auc
Ind
von
Sch
ihre
no
in
bes
mit
rei
du
we
ne
Ku
ber
de
he
lar
de
ber
Di
ma
De
als

industrien – die Motoren- und Maschinenfabriken, die Fahrrad- und Nähmaschinenfabriken, die elektrische Industrie. Der Stahl findet seine Verarbeitung im eigenen Lande und ist die Grundlage für die einheimische Fabrikation. Niemand konnte damit rechnen, daß sich diese Sekundärindustrie in Indien sogleich bildete. Dazu gehören in erster Linie Kapitalien, Facharbeiter, Arbeiterunterkünfte, Transportmittel und vieles andere mehr. Man denke nur an Rourkela, an das Stahlwerk, das 36 deutsche Firmen mitten in der Wüste erbauten, wo es Wasser- und Elektrizitätsquellen zu erschließen, Eisenbahn- und Autowege zu bauen galt. Dort bekommt man einen Begriff von den technischen Problemen, die dem Aufbau derartiger Sekundärindustrien in Indien, ja jeder einzelnen Fabrik entgegenstehen.

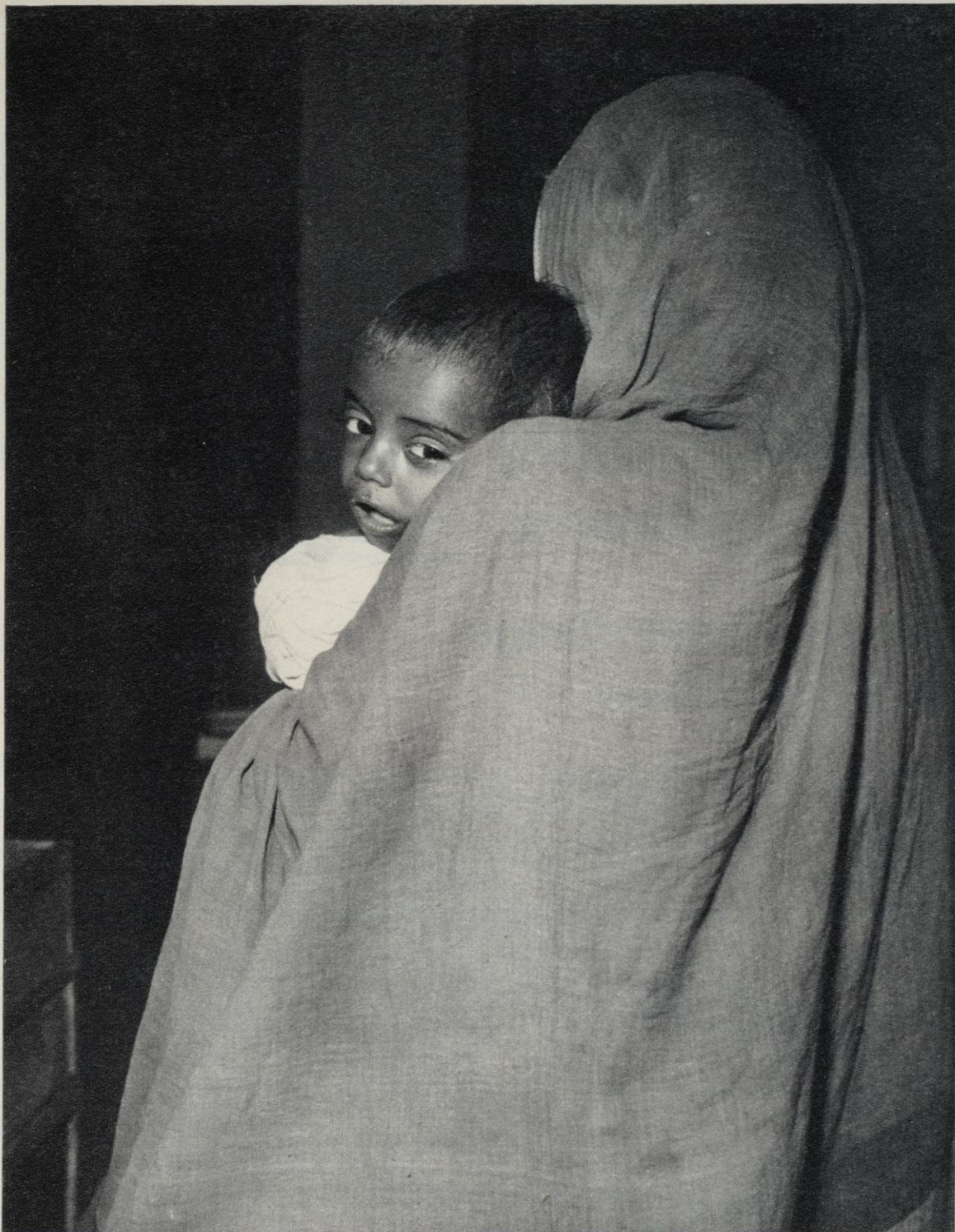
Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß ein einfaches Fahrrad in Indien trotz der Herstellung durch die für uns unvorstellbar billige Arbeitskraft noch annähernd 200,— DM kostet, oder ein Radioapparat primitivster Sorte unter 300,— DM kaum zu haben ist. Tatsächlich müssen die wesentlichen Bestandteile der genannten und ähnlichen Objekte aus allen Ländern der Erde herbeigeschafft werden. Und so werden Fahrräder, Radios und andere für uns so verhältnismäßig leicht erschwingliche Güter für den Durchschnittsinder noch lange nicht im Bereich seiner Kaufkraft sein – so lange nämlich, wie die einheimische Industrie sie nicht mit Hilfe des eigenen Stahls und der eigenen Maschine herzustellen vermag. Wie tief der Anschaffungspreis derartiger Waren sinken muß, sei angedeutet in der Tatsache, daß ein indischer Facharbeiter einen Durchschnittslohn von etwa 80,— DM im Monat erreicht. Von den Millionen von Arbeitslosen, die weder in der überbevölkerten Landwirtschaft noch im viel zu kleinen industriellen Sektor Arbeit finden, und die niemand zu zählen vermag oder zu schätzen wagt, sei hierbei ganz abgesehen.

Hatte Ghandi die fast unlösbar scheinenden Schwierigkeiten der Industrialisierung Indiens vorausgesehen, als er sich mit Macht dagegen stemmte? Nach allem, was wir von ihm wissen und lesen können, begründete ein anderes Problem seine Befürchtungen. Er sah die Mehrzahl der indischen Menschen, so wie sie sind – und nicht, wie sie im 20. Jahrhundert sein müßten: aufgewachsen in einer Schlammhütte am Straßenrand einer großen Stadt oder im der Zivilisation noch entfernteren Dorf, so wie es für 70 v.H. aller Inder zutrifft. Es handelt sich hier um Menschen, die vielfach weder mit dem Wasserhahn noch mit dem elektrischen Licht vertraut und des Lesens und Schreibens unkundig sind. Und so stehen sie heute im Industriezeitalter; sie kennen nicht einmal die Kraft, die ihren eigenen Händen innewohnt! Diese Zeit aber fordert von ihnen, daß sie Hochöfen bedienen, so wie der weiße Mann es sie lehrt. Automatisch setzen sie die Hebel. Am Ende der Schicht gehen sie in ihre Hütte zurück und kochen auf Kuhdung ihr Mahl. Das Mißverhältnis zwischen der modernen Technik und der überholten Lebensweise der Masse eines über zwei Jahrhunderte versklavten Volkes ist offenbar. Zwischen den Hochöfen der Stahlwerke und dem Kuhdung als Hausbrand, dem Ingenieur und dem barfüßigen Kuli gibt es noch keine Verbindung. Die neuen Stahlwerke aber werden sie vorläufig auch nicht schaffen können. Und so steht die Mehrzahl dieses Volkes noch abseits vom Aufbau seines Landes. Die Gefahren, die dies in sich trägt, in einem Land, wo die Verhältnisse nach Wandel und Fortschritt drängen, liegen zweifellos im Bereich politischer Fehlentscheidungen.

Gandhi hingegen hatte es verstanden, jeden einzelnen Inder, die beileibe nicht alle direkt unter der Unterdrückung der Engländer litten, für den Freiheitskampf zu begeistern. Er ließ sie teilhaben an diesem Kampf, in dem er ihnen die Bedeutung des Spinnens am primitiven Spinnrad für die Wirtschaft des Landes klarzumachen suchte. Er gab ihnen zu verstehen, daß ihr Beitrag die einheimische Produktion von Leintuch steigern, und dies helfen würde, Indien von der englischen Einfuhr unabhängig zu machen, die dazu gedacht war, die indische Produktion ein für allemal auszuschalten. Ob dies tatsächlich der Fall gewesen ist oder nur eine erzieherische Maßnahme darstellte, spielt im Erfolg keine Rolle.

Das moderne Indien, das Stahlwerke baut, hat noch nicht verstanden, seinen Menschen Geschmack am neuen Zeitalter abzugewinnen. Dies erreichen heißt, ihnen die Vorteile daraus für ihr eigenes Leben zu beweisen. Die Hebung des Lebensstandards wäre dabei entscheidend; fast wichtiger noch – auch Gandhis Rezept – wäre die Teilnahme jedes einzelnen Inders am Aufbau des Landes. Dies aber fordert, das Land von unten her zu verwandeln – für Pflugscharen, Spaten und Schaufeln zu sorgen, so daß die Masse der Landbewohner ihrem Boden mehr Erträge abringen kann, denn in Indien leben noch immer über 70 v.H. der Bevölkerung auf und vom Lande in denkbar rückständigen Verhältnissen. Der Durchschnittsbesitz der indischen Landbevölkerung ist $\frac{1}{2}$ ha Boden, den er mit einem primitiven Holzpflug bearbeitet. Sein Ertrag aber reicht kaum zur Ernährung der vielköpfigen Familie aus. Der durch die Jahrhunderte ausgelaugte Boden gibt nur noch wenig her. Wenige kennen nur Düngemittel, die dem Boden neue Kraft zuführen könnten, der natürliche Dünger – der Kuhdung – muß aus Mangel an Holz oder Kohle zum Brennen benutzt werden. Noch immer kann das verspätete Eintreffen des großen Regens Hungersnöte auslösen. Selbst Reis ist heute noch für viele Landbewohner eine Kostbarkeit. Meist langt es nur zu einer Mahlzeit am Tag aus mit Wasser gebundener Grütze. Der Durchschnittsverdienst pro Kopf der Landbevölkerung soll sich auf 230,— DM im Jahr belaufen.

Die Arbeit am Spinnrad, die Gandhi im Freiheitskampf populär machte, hat seine Bedeutung bis heute noch nicht verloren. Denn nur drei Monate des Jahres haben die Bauern Arbeit, die, als Besitzer von sogenanntem trockenem Land, auf den großen



Regen angewiesen sind. Dann säen und ernten sie. Die restliche Zeit des Jahres aber sind sie untätig – es sei denn, ihr Spinnrad oder eine andere Art der Heimindustrie hilft ihnen über den größten Teil des Jahres hinweg. Nur diejenigen, die an einem künstlichen Bewässerungssystem teilhaben können, kennen zwei und mehr Ernten im Jahr und brauchen das Spinnrad nicht. Aber nur ein Fünftel des gesamten Kulturlandes in Indien profitiert von den großen Dämmen und Stauwerken, die zu Bewässerungszwecken in der Nachkriegszeit gebaut worden sind. Das Spinnrad aber würde sich schneller drehen, wenn ihm ein Motor angebaute würde. Doch die neuen Stahlwerke tragen auch diesen Nutzen noch nicht auf das Land. Die indische Regierung ist aber nicht in der Lage, neben dem Bau von Stahlwerken die Millionen von Geräten im Ausland zu beschaffen, die notwendig wären, um den Lebensstandard steigern zu helfen und das Verständnis für die neue Zeit zu wecken.

Und so leben die Menschen auf dem Lande, als ob es keine Hochöfen in Indien gebe. Selbst der Bericht darüber muß ihnen so wirklichkeitsfern klingen wie der über den Kochherd oder das Bettgestell, die sie nie bisher gesehen haben. Die Lebensgewohnheiten dieser Menschen sind daher noch ebenso rückständig und unverändert, wie sie es vor Hunderten von Jahren waren. Da der wirtschaftliche Fortschritt nicht zu ihnen drang, konnte er auch den sozialen nicht erwirken. Und es sind daher überholte Traditionen erhalten, die bisher weder Gesetze noch Drohungen verdrängen konnten.

So gilt hier auch noch das Kastenwesen in vollem Ausmaß fort, das die Menschen in Indien streng in Klassen einteilt. Von alters her gestand man den Unberührbaren, den Rechtlosen in dieser Gesellschaft, nur die schmutzigste Arbeit zu. Alle neuen Gesetze, welche ihnen das Recht auf Parlamentssitze und das Hochschulstudium sichern sollen, werden so lange bedeutungslos auf dem Papier stehen, und es werden nur Auserkorene davon profitieren, bis der entsprechende Wandel auf wirtschaftlichem Gebiet die Grundlage für eine so einschneidende Änderung der Gesellschaftsordnung schafft. Eine

Krank – wie Millionen indischer Kinder

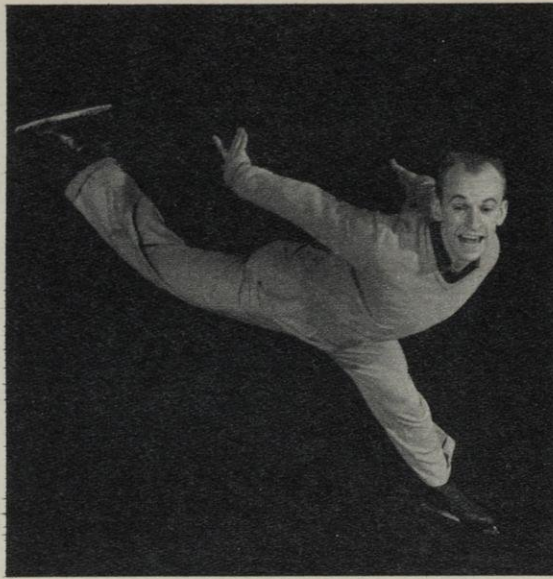
Besserung des Lebensstandards muß unweigerlich überholte Traditionen ändern – eine Angleichung der wirtschaftlichen Möglichkeiten muß die Gleichberechtigung aller Menschen fordern.

Die Stahlwerke Indiens werden für den Fortschritt Indiens sicherlich nicht nutzlos bleiben. Auch sie werden eines Tages ihren Beitrag zur Erschließung der indischen Wirtschaft leisten. Vielleicht schneller, vielleicht langsamer, das wird zu einem großen Teil von den Anleihen abhängen, die das Ausland Indien gewährt. Wäre es auf seine eigene Kraft angewiesen, müßte es einen weiteren Konsumverzicht leisten – ein Gedanke, der angesichts der bestehenden Verhältnisse vollkommen absurd erscheint. Mit den Geldern des Auslands also wird die Kapazität der indischen Wirtschaft wachsen, wird sie Arbeitsplätze für die Hungernden schaffen, wird sie endlich den Lohn erbringen, der diesem Volk nach Jahrzehnten der Ausbeutung zusteht.

So ist der Hafen von Kalkutta noch weit entfernt davon, seine Aufgabe in vollem Umfang zu erfüllen. Dies wird auch so lange nicht der Fall sein können, wie es der indischen Wirtschaft nicht gelingt, Import und Export in ein gesundes Verhältnis zueinander zu bringen. Und die Schornsteine werden noch für einige Zeit in der Vision meiner indischen Freunde leben; die Palmen am Gangesdelta von Kalkutta werden sie sicher noch lange überragen.



Das kanadische Paar Barbara Wagner und Robert Paul holte sich, wie erwartet, die Goldmedaille im Eiskunstlauf



Der Amerikaner David Jenkins holte sich die Goldmedaille im Eiskunstlauf, damit trat er die Nachfolge seines Bruders an, der die Goldmedaille 1956 gewann.



Georg Thoma, Hinterzarten, gewann die Goldmedaille in der Kombination.

Die schönsten Siege

Bei den Olympischen Winterspielen in Squaw Valley ging es nicht nur um Medaillen



„Spiele sind aus!“ Das ist die offizielle Schlußformel aller Olympischen Spiele. Als diese Worte in Squaw Valley erklangen, das olympische Feuer erlosch und die weiße Fahne mit den fünf ineinander verschlungenen Ringen eingeholt wurde, waren die VIII. Olympischen Winterspiele 1960 beendet. Damit war praktisch auch das Signal gegeben, diese große Sportveranstaltung unter den verschiedensten Gesichtswinkeln aus der Nachschau zu betrachten und Bilanz zu ziehen.

Der „Medaillenspiegel“ wies eine klare Überlegenheit der Sowjetunion mit sieben Goldmedaillen, fünfmal Silber und neunmal Bronze aus, Deutschland erreichte mit vier Goldmedaillen, dreimal Silber und einmal Bronze nicht nur den kaum erhofften zweiten Platz, sondern schnitt damit auch gleich so erfolgreich ab, wie nie zuvor bei Olympischen Winterspielen.

Solche Zahlenspielerereien haben aber nur einen sehr umstrittenen Wert. Sehen wir beispielsweise, daß die Sowjetunion sechs ihrer sieben Goldmedaillen allein im Eisschnelllaufen holte, im Alpinen Skilauf ohne Erfolg blieb, ebenso wie im Eiskunstlauf, und lediglich im Skilanglauf der Damen durch einen dreifachen Erfolg überlegen war, so kann man nicht zu dem Ergebnis kommen, daß die Sowjetunion die führende Wintersportnation in der Welt sei. Bei Deutschland waren das katastrophale Versagen der Eishockeyspieler und die mäßigen Leistungen im Eiskunstlaufen der Herren und Damen ebenfalls ein ziemlicher Schönheitsfehler, der allerdings in etwa dadurch wettgemacht wurde, daß wir durch Georg Thoma in der Nordischen Kombination und durch Helmut Recknagel im Spezialsprunglauf erstmals bei Olympischen Winterspielen die Vorherrschaft der skandinavischen Länder durchbrechen konnten. Darüber hinaus überraschten unsere alpinen Skiläuferinnen, die sich in Squaw Valley als die ausgeglichene Mannschaft erwiesen, wenn sie auch nur mit einer Bronzemedaille im Slalom der Damen und der gleich zu Beginn vielumjubelten Goldmedaille von Heidi Biebl im Abfahrtslauf heimkehrten. Hätte es so wie früher auch in der Alpinen Kombination Medaillen gegeben, so würde sich das großartige Abschneiden unserer Skimädels noch eindrucksvoller widerspiegelt haben.

Überhaupt ist es erstaunlich, daß Squaw Valley für uns die erfolgreichsten Winterspiele werden konnten, denn durch den Ausfall einer Kombinationswertung in den Alpinen Wettbewerben gingen uns zwei Silbermedaillen und eine Bronzemedaille verloren, und da man diesmal keine olympischen Bobwettbewerbe veranstaltete und statt dessen in St. Moritz die Weltmeisterschaften abhielt, bei der Deutschland zwei Vizeweltmeisterschaften errang, so wären hier zwei weitere Silber-

Wohlgeborgten auf dem Rücken des Vaters erlebte dieser kleine Mann die Olympischen Spiele in Squaw Valley. Der sportfreudige Vater wird sich später nicht um mangelndes Interesse bei seinem Sprößling beklagen können, denn schöner kann man es wahrlich nicht haben.



Ernst Hinterseer, Österreich, gewann die Goldmedaille im Slalomlauf für Herren.



Die 19jährige Barbi Henneberger, Deutschland, holte sich die Bronzemedaille im Slalom der Damen



Jean Vuarnet, Frankreich, gewann den Abfahrtslauf.

Heidi Biebl (links), Deutschland, gewann die Goldmedaille im Abfahrtslauf. Hier mit der italienischen Läuferin Pia Riva, die auch zur Weltklasse gehört.



alle medaillen fällig gewesen, so daß wir statt acht dreizehn Medaillen rechnen müßten, wenn wir einen gerechten Vergleich zu den Winterspielen von 1936 in Garmisch-Partenkirchen, die bisher unsere erfolgreichsten waren, ziehen wollten.

Läßt man die errungenen Medaillen außer Betracht und sieht lediglich den Gesamterfolg, dann ist ganz offensichtlich, daß die Sowjetunion und Österreich die beiden großen Verlierer dieser Winterspiele waren. Die Sowjetunion, weil sie ihre Goldmedaille im Eishockeyturnier von 1956 nur mit einer Bronzemedaille in Squaw Valley vertauschen konnte, weil sie darüber hinaus weder im Skispringen noch in den Langläufen ihre aufsehenerregenden Fortschritte der letzten Jahre unter Beweis stellen konnte und ihre Erfolge allein ihren Eisschnellläufern verdankt, einem Wettbewerb, der international nicht das Gewicht hat wie Skilaufen, Eishockey oder Eiskunstlauf. Österreich muß man als großen Verlierer betrachten, weil seine Überlegenheit in den Alpinen Skiwettbewerben, die schließlich 1956 nicht allein in den Erfolgen Toni Sailer begründet war, nicht wiederholt werden konnte und lediglich im Slalom der Herren ein Sieg gelang. Eine Goldmedaille, zwei Silbermedaillen, vier Bronzemedaillen, das ist herzlich wenig, wenn man an die große Tradition Österreichs als Wintersportnation denkt.

Vergessen wir aber, wenn wir die Bilanz dieser Winterspiele ziehen, nicht, wie unwichtig alle Zahlenspielerereien und Nationenwertungen dieser Art sind. In Squaw Valley wurden zwei andere Kämpfe entschieden, in denen es keine Medaillen zu gewinnen gab.

Bei diesen Winterspielen triumphierten die Außenseiter über die Favoriten, gewannen Waldarbeiter und Bauern aus den Einsamkeiten des Nordens die Skilangläufe gegen die Sportoffiziere des Ostens, gewannen kaum bekannte Mädels von den Almen und aus den Bergtälern der Schweiz, Österreichs und Deutschlands gegen die Millionärstöchter, die zwölf Monate im Jahr dem Schnee in aller Welt hinterdreinreisten. Es triumphtierte der sportliche Ehrgeiz, der Trainingsfleiß gegen Sportrobotertum und Bankkonto.

Auch in dem zweiten Kampf gab es einen erfreulichen Sieg. Die Pessimisten, die in dem engen Bergtal von Squaw Valley Reibungen zwischen den verschiedenen Weltanschauungen und Temperamenten befürchteten, die besonders der unter so heftigen Geburtswehen entstandenen gesamtdeutschen Mannschaft wenig Gutes verhiessen, sahen sich getäuscht. Squaw Valley brachte einen Sieg der Sportkameradschaft über alle Grenzen hinweg. Hier vergaß man für einige Tage die Differenzen. Innerhalb der deutschen Mannschaft herrschte eine weit aus bessere Stimmung, als dies vor vier Jahren der Fall war, und wenn man auch deutlich zwischen Ost und West unterschied, so erlebte man doch auch immer wieder, wie man sich impulsiv zusammenfand. So sehr uns die Verhandlungen um die gesamtdeutsche Mannschaft verzweifeln ließen, so hoffnungsvoll könnte das gelungene gesamtdeutsche Experiment von Squaw Valley stimmen. Leider währte der olympische Friede schon bei den alten Griechen nur bis zum Ende der Spiele ...

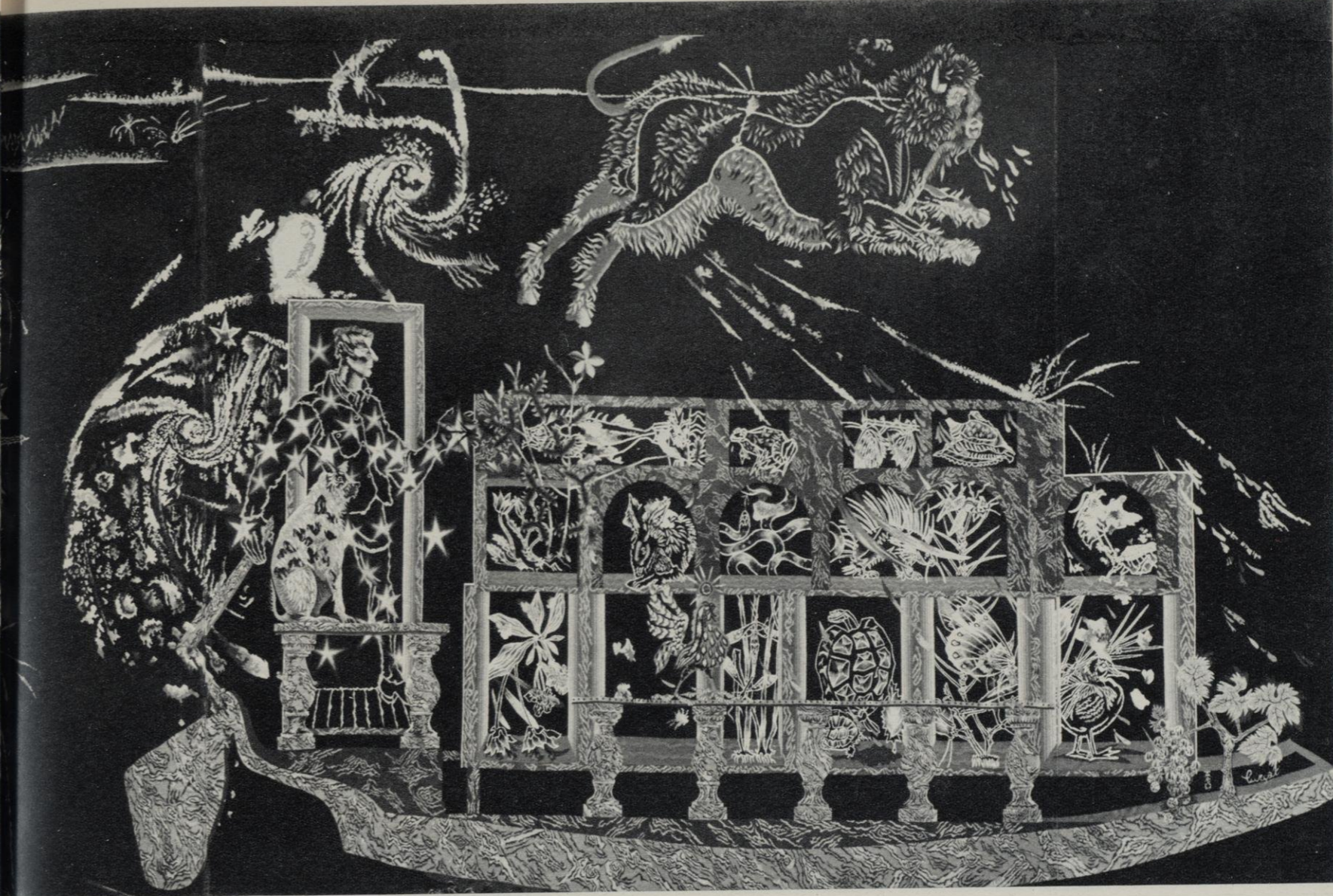
Gesang der Welt

Die Kunst des Wandteppichs mit bildlichen Darstellungen hatte ihren Höhepunkt im späten Mittelalter in Frankreich. Die dann einsetzende Mechanisierung wurde bezahlt mit einem künstlerischen Niedergang der Wandteppiche. Erst im 20. Jahrhundert wurde die Teppichwirkerei wieder in die Sphäre der Kunst erhoben. Diese Wiedergeburt ist eng verbunden mit dem Namen des französischen Malers Lurçat, der im Jahre 1939 mit einigen Malerfreunden in Aubusson diese fast ausgestorbene Kunst zu neuem Leben erweckte. Es war überraschend für die Maler, mit welcher Gewandtheit sich die Weber, die nur an Kopien alter und schlechter Vorlagen gewöhnt waren, sich den farbenstarken und bizarren Formen moderner Malerei anpaßten. Neue Kunstwerke entstanden. Und so war es nicht verwunderlich, daß schon bald in großer Zahl Aufträge von staatlicher und privater Seite der wiederentdeckten Kunst auch die materielle Grundlage gaben und auch heute in zunehmendem Maße geben. Eins der größten Teppichwerke Lurçats ist die Apsisauskleidung der Kirche von Assy. Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln hat nun 35 dieser neuen Wandteppiche, darunter solche von riesenhafter Größe, ausgestellt, die dem Betrachter ein Bild von dieser fast volkstümlichen Kunst geben. Erinnert man sich daran, daß es fast nur surrealistische Maler waren, die die Vorlagen lieferten, so kommt man aus dem Erstaunen über diese eindringliche Bildsprache kaum heraus. Den Zeitgenossen werden die sieben Teppiche „Gesang der Welt“ wohl am tiefsten beeindruckt. Es ist das Vermächtnis des nun fast 70jährigen Malers an die durch Atombomben bedrohten Menschen unserer Erde. Hier läßt er seine Hoffnung

auf Vernunft, Verständigung und Frieden Gestalt werden. Mit den Mitteln der Kunst ruft er den Menschen an. In dem geschmackvollen Katalog, den das Museum zur Ausstellung in beschränkter Zahl herausgab, schreibt Lurçat am Ende seines Aufsatzes:
 „Doch hier müssen wir wach sein! Alle, alle Männer und Frauen, wir alle, alle Leute von 30 Jahren und alle, deren Haare schon bleichen; wir alle haben den Hunger gekannt, uns allen sind Kinder oder Brüder gestorben oder verkommen in den Wüsten, in den Höhlen, auf den Feldern oder in den Gossen. Zitterten wir nicht alle beim Anhören jener geschlechtslosen Radiostimmen, die uns verkündeten, daß in den vorhergehenden Nächten 2000, 3000, 4000 Tonnen hochexplosiven Sprengstoffs die gleich verstörten Insekten fliehenden Menschenmassen von Hamburg, London oder Tokio vernichteten? Wir sind nicht dabei gestorben, gewiß, wir sind nicht dabei gestorben, aber beschmutzt, sagt mir: beschmutzt, sind wir das nicht für alle Ewigkeit? Hiroshima! Hiroshima!
 Man wird es nicht wagen dürfen, den „Gesang der Welt“ erklingen zu lassen, bevor nicht die „Große Drohung“, dieses ungeheure Eitergeschwür der Bombe, aus dem Fleisch der Menschen herausgeschnitten sein wird, herausgerissen durch allgemeine Übereinkunft. Ich trage meinen Stein dazu bei.“
 Alte, wiedererweckte Kunst im Dienste der Verständigung und des Friedens. Daß man doch Augen hätte zu sehen, doch Ohren hätte zu hören, der Vernunft doch Wirksamkeit gäbe. Und wenn nicht ihr, so doch dem Erbarmen.
 Hans Dohrenbusch



Das große Beinhaus



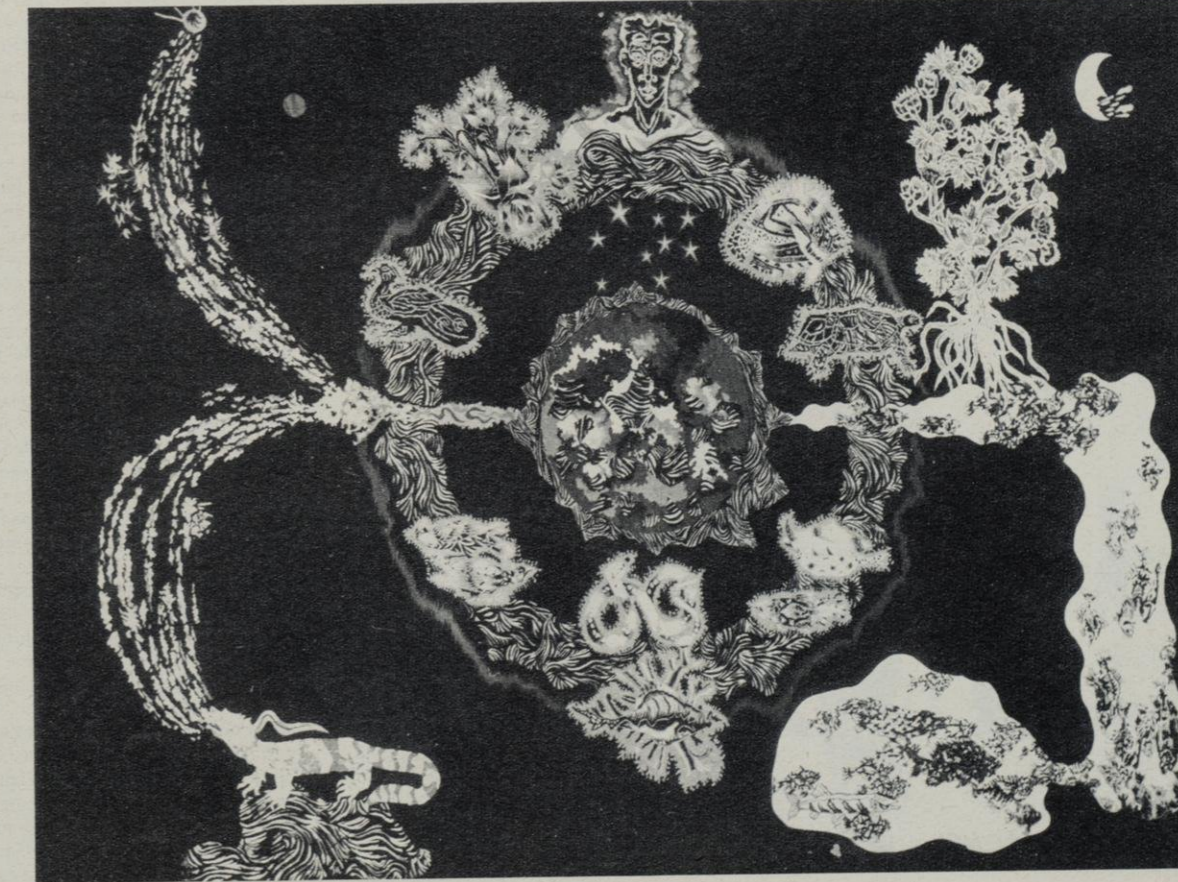
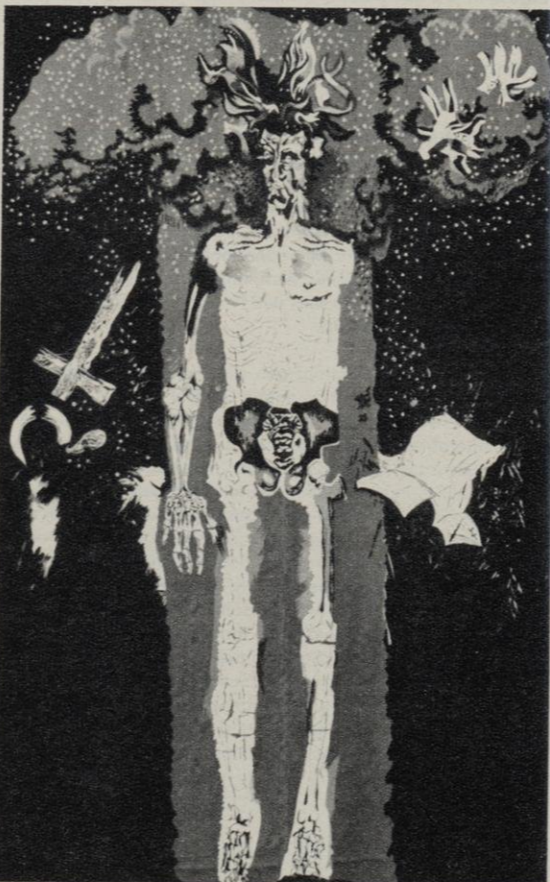
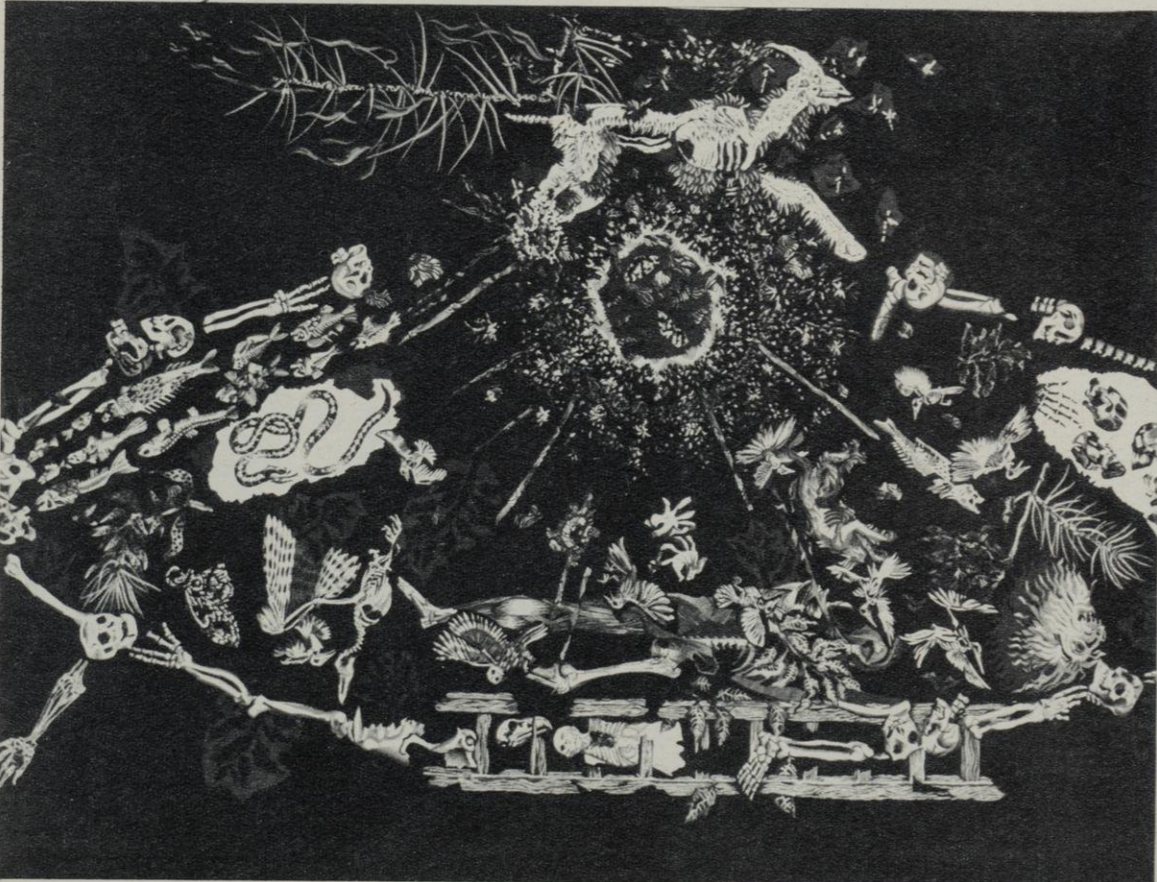
Die große Drohung

Fotos: Udo Hoffmann

Der Mensch von Hiroshima

Das Ende von allem

Feuer und Wasser im Dienste des Friedens





Auf dem Wege zum Festplatz

Der amtierende Kazike



Markt in Chichicastenango

Von Hermann Lücke

Vom vielbesuchten Atitlán-See in Guatemala führt eine neugebaute Straße in steilen Kehren bergaufwärts. Immer wieder tun sich herrliche Ausblicke auf, die den See und seine düster drohenden Vulkane von allen Richtungen dem Beschauer darbieten. Rings um die ausgedehnte Wasserfläche liegen an den Berghängen und in steilwandigen Schluchten zwölf Indianerdörfer, die ihre Namen nach den zwölf Aposteln haben. In San Jorge ist „fiesta“, Feiertag. Über schmale Bergpfade wandern die Indianer in ihren selbstgewebten, farbenprächtigen Gewändern zum Festplatz. Die Mütter tragen das jüngste Kind im Robozo, dem nie fehlenden Umschlag Tuch, auf dem Rücken. Neugierig und keineswegs ängstlich schaut das Küken in die bunte Welt. Bei der Kirche erklingen Flöten und die landesübliche Marimba. Maskierte Tänzer hüpfen unermüdlich im Rhythmus der alten Melodien. Raketen zischen zum Himmel. Abseits verschlafen Männer ihren verfrühten Rausch. Stumm bewachen die Frauen den Schummer der schweren Trunkenheit. Steil aufwärts zieht die Chaussee weiter bis zu 2500m Höhe. Kirchplatz und Festtrubel bleiben zurück. Immer wieder stürzt der Weg in zahlreichen Kehren in tiefe Schluchten, die hier barrancas heißen; immer wieder bringen ihn Haarnadelkurven an schroffen Hängen vorbei bis auf die Kammhöhe des Gebirgszuges. Kaffeeplantagen und Maisfelder wechseln je nach der Höhenlage ab. Weizenfelder und Waldstücke, die mit Kiefern bestanden sind, folgen in verschiedener Ausdehnung. Einzelne Indianer und ganze Familien kreuzen unsern Weg. Manchmal trägt einer der Männer einen kurzen schwarzen Stab mit silbernem Knauf. Das ist der zur Zeit amtierende Kazike. Wie er gewählt wird, hat Traven in seinem

Buch „Regierung“ aufschlußreich geschildert. Manchmal begegnen uns Indianer, die auf dem gebeugten Rücken eine große Trage mit selbstgefertigten Tongefäßen schleppen. Die Arme bleiben dabei frei. Die Last wird von dem breiten Stirnband gehalten. „Das sind unsere Kopfarbeiter“, sagt der guatemaltekeische Freund scherzhaft ironisierend. Knaben führen drollige kleine, ganz schwarze Schweine am Strick mit. Mädchen haben Mahlsteine und Steinrollen unter dem Arm. Sie dienen dazu, das wichtigste Nahrungsmittel, die Maiskuchen (tortillas) zu bereiten. Mit frijoles, den schwarzen Bohnen gefüllt, bilden sie häufig die einzige Mahlzeit am Tage. Esel und Maultiere traben am Rand der Straße. Sie sind mit Hausrat, Holz und Holzkohle beladen.

Wenn die „Ladinos“ (Mestizen) in den Städten diese Indianer und ihre Familien zur Erntearbeit in den Kaffeeplantagen vermitteln, zahlen sie ihnen 60 bis 80 Dollar Vorschuß. Das ist im allgemeinen der gesamte Jahresverdienst. Wer ihn vertrinkt oder verspielt, wird gleichsam verklavt. Er hat seine Unabhängigkeit oft für immer verloren. Eigentlich kann der eingeborene Mensch in diesen Landstrichen nur im Urzustand leben. Schon die schwachen Anfänge der Zivilisierung machen ihn in der gewohnten Umwelt mehr oder weniger heimatlos. Das ist ein schwieriges und vorläufig noch ungelöstes Problem, weil das Tempo der unvermeidlichen Überleitung unkontrolliert bleibt. Nach zweistündiger Fahrt liegt das Ziel der Reise auf einem steilen Felsplateau vor uns: die Stadt Chichicastenango (sprich: Tschitschicastenango). Ihr streben auch die vielen Indianer zu, die von den Gebirgshöhen herab und aus den Tälern hinaufsteigen. 65 v. H der Einwohner Guatemalas sind noch reinblütige

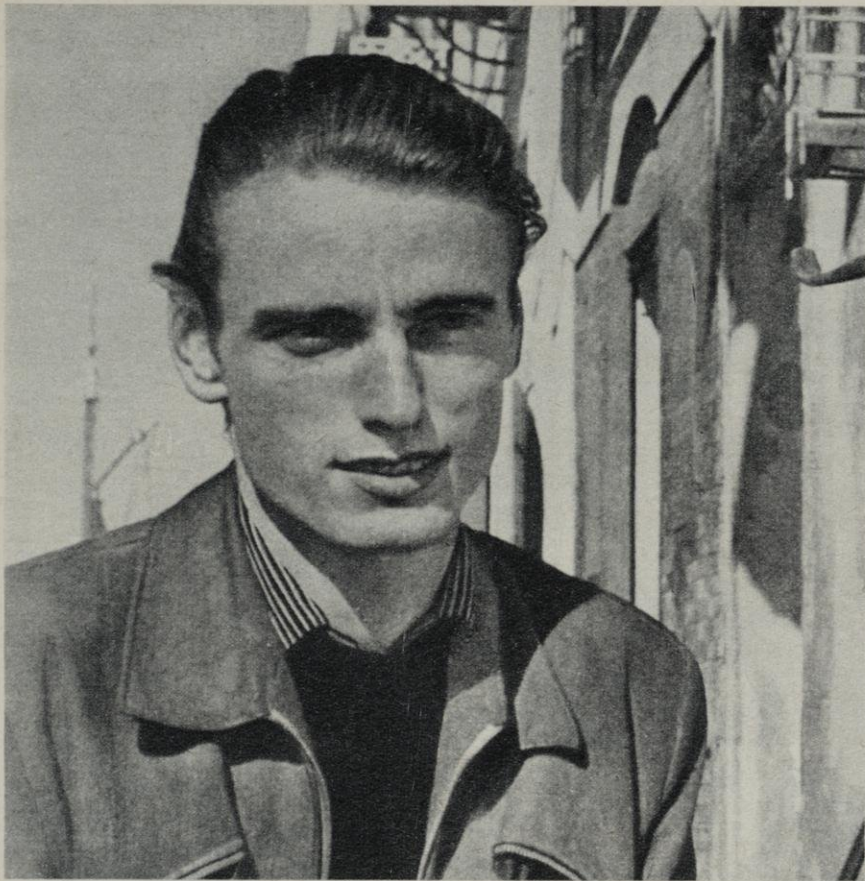


Tortillas für den Festtag

Indianer. Hier sind wir im Gebiet der Quichè, deren Geschichte im „Popol Vuh“ niedergeschrieben wurde. Das geschah um die Zeit, als 1524 die Spanier Guatemala erobert hatten. Außer den Quichè bilden die Kakchiquel und die Tzutuhil die Hauptstämme der Mayas. Sie sprechen 22 verschiedene indianische Dialekte. Einige davon sind heute im Schriftbild erfaßt. In Chichicastenango ist heute Markt und Messe zugleich. In langen Reihen stehen auf der Plaza die Buden zwischen den beiden Kirchen der Stadt. Faul und unbeteiligt äugen die schwarzen Geier, die Gesundheitspolizei dieser Länder, von den Dächern der umliegenden Häuser auf das Menschengewühl in den Straßen. Alle Hautfarben sind vertreten. Neben den einheimischen Erzeugnissen – Webwaren, Töpfe, Hängematten, Obst, Gemüse und Süßigkeiten – machen sich auch geschmacklich scheußliche Dinge der modernen Industrieproduktion besonders in Gummi und Kunststoffen breit. Es wird gehandelt und gefeilscht, und es ist selbstverständlich, daß vom „Gringo“ zunächst der doppelte Preis gefordert wird. Wer dann die Landessprache nicht beherrscht, kommt schlecht weg. Immer ist die Szenerie farbig und bewegt. Zu den besonders begehrten Artikeln gehören aber Weihrauch und Kerzen. Denn neben ihren Erzeugnissen bringen die Indianer auch ihre Sorgen und Sehnsüchte an diesen Platz. Ihre Götter haben christliche Namen bekommen, und die oft plumpen Holzfiguren der Heiligen säumen die Wände der Kirchenhalle. Auf den Steinstufen des Gotteshauses knien sie und schwingen inbrünstig ihre kleinen Blechbehälter, in denen der Weihrauch glimmt. Schwer hängen die Duftwolken, die die Gebete zum Himmel tragen sollen, in der unbewegten Luft. Im Halbdunkel des Kircheninnern aber brennen auf zahlreichen Podesten, die sich vom Portal bis zum Hochaltar erstrecken, Hunderte von Kerzen, zwischen denen die Opfertgaben, Maiskolben, Früchte und Blumen, niedergelegt sind. Betend, flehend bewegen sich die Lippen der Männer, Frauen und Kinder. Im Schein ihrer Kerzen stammeln sie sich ihre Nöte und Wünsche vom Herzen. Die Götter schweigen; schweigt Gott auch? Hermann Lücke

Bitte, erhöre uns . . .





Heinz von Cramer

Ein junger deutscher Schriftsteller

Die neuere deutsche Literatur ist an Talenten so arm nicht, wie uns ergraute Berufskritiker weismachen möchten, wenn sie – was außerdem unfair ist – die Werke älterer Autoren mit den ersten einer soeben beginnenden Generation vergleichen. Beispiele dafür lassen sich fast wöchentlich in den großen Zeitungen finden. Wer jedoch der neueren Literatur vorurteilsfrei und aufnahmebereit begegnet, wird feststellen, daß sich in den letzten Jahren mehrere Talente hervorgewagt haben, die bisher bei der deutschen Leserschaft leider nicht die Beachtung fanden, die sie verdienen. Einer von ihnen ist der 1924 in Stettin geborene Heinz von Cramer.

Heinz von Cramer hat bislang zwei große Romane herausgebracht: „San Silverio“ (1955) und „Die Kunstfigur“ (1958, beide im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln). Über diese beiden Bücher möchte ich einiges berichten. Zuvor aber muß angemerkt werden, daß Heinz von Cramer mindestens fünf Opernlibretti verfaßt hat, darunter den „König Hirsch“, der 1956, von dem jungen Hans Werner Henze in Musik gesetzt, in Berlin uraufgeführt wurde und beträchtliches Aufsehen erregte; daß er Swing-Sonette und Essays, Novellen und Übersetzungen aus dem Französischen wie Italienischen veröffentlicht, eine Reihe von Hörspielen (z. B. „Major Skillgud übernimmt die Untersuchung“) geschrieben und sich, vornehmlich am RIAS Berlin, als Hörspielregisseur betätigt hat und noch heute betätigt.

Der 350 Seiten starke Roman „San Silverio“ spielt auf einer Insel Italiens im Mittelmeer, auf dem kleinen, verlassenem und armseligen Eiland San Silverio, deren Bewohner von der Welt des großen Getriebes und des großen Geschäftes abgeschnitten sind. Auf diese Insel kehrt nach einem langen Leben in Amerika eine alte Frau zurück, im Strumpf eine kleine Barschaft, den Ertrag ihrer arbeitsreichen Jahre in einer anderen Welt. Drüben, jenseits des großen Wassers, hat sie ihren verstorbenen Mann zurückgelassen, um selbst in der Heimat zu sterben. Antonietta, die alte Frau, ist auf der kargen Insel kein willkommenes Gast. Niemand erinnert sich mehr an sie, viele

aber fürchten, die schweigsame Frau könnte ihnen eine Last werden und die Armut auf San Silverio noch vergrößern. Am Allerseelentage, während die Gemeinde mit fröhlichen Besuchen auf dem Friedhof und fast schon rauschhaften Gastereien der Toten gedenkt, im steinigen Inselreich unter dem gleißenden Licht der Mittelmeersonne, beschließt Antonietta, ihre Einsamkeit unter den Inselbewohnern zu beenden und ihren toten Mann aus Amerika zu holen, um ihn auf dem heimischen Kirchhof zu begraben. Dieser Beschluß verändert ihr Leben. Er beginnt allmählich, aus der schüchternen, einfältigen Frau eine harte, gerissene Alte zu machen. Wo sie bisher zögernd und hilflos war, ist sie jetzt zielbewußt und gewitzt. Sie lernt im kleinen Bereich der Insel den Wert des Geldes kennen und erfährt, wie man in den Besitz dieses einzigen Mittels kommt, das ihre Idee verwirklichen kann. So wird Antonietta zum Sinnbild aller Hochgekommnen, aller Gründer und Pioniere, die dem Geld nachjagen; eine Entwicklung, die dem Leser Schaudern einjagt, denn die Alte versteinert mehr und mehr an der selbstgewählten Härte. Ihr Herz wird zu Stein, sie verliert das Gefühl für die Mitmenschen, sie lebt schließlich nur noch für den Toten und weiß nicht mehr, ob sie ihn liebt und sein Andenken ehrt, oder nur noch der Idee seiner Heimführung hingegeben ist, von der sie besessen scheint. Eines Tages hat sie ihr Ziel erreicht, aus Amerika kommt der Sarg des Mannes. Antonietta aber ist eine gehäßte, verfeimte Frau, nur noch die Hülle eines Menschen.

Mit disziplinierter Konsequenz hat Heinz von Cramer seinen Roman erzählt, die Beispielsgeschichte für einen Menschen, der um einer Idee willen die Liebe und das Mitgefühl, die Güte und die Menschlichkeit vergißt, so daß am Ende auch die Idee leblos, im Bilde eines Toten erscheinen muß.

Einem ganz anderen Stoffbereich hat sich von Cramer mit seinem rund 700seitigen Roman „Die Kunstfigur“ zugewandt. Dieses Buch ist zweifellos in der Nachfolge Heines oder Heinrich Manns entstanden. Es enthält eine massive Kritik an der deutschen Gesellschaft der letz-

ten vierzig Jahre. Der Autor breitet sie aus, indem er die Geschichte des Schriftstellers John Belitz, eben der Kunstfigur, erzählt, eines Menschen, der niemals er selbst ist, sich nach allen Winden dreht, unzählige künstliche Gesichter zur Verfügung hat und sein eigenes nicht mehr kennt, der auf die Einflüsse der Umwelt nicht natürlich, sondern künstlich reagiert. Die groteske Vision von einem Manne, der sein Leben lang wie ein Automat reagiert. Mit einem Wort: ein Opportunist.

In allen Epochen, in der Weimarer Republik, unter Hitler und im heutigen Deutschland, versteht er es, mit dem Strom und oben zu schwimmen. Er schreibt expressionistisch, da es opportun ist, versucht sich unter kommunistischem Einfluß in neuer Sachlichkeit, erprobt sich im „Blut- und Boden-Stil“ der Hitlerzeit, widmet dem Führer ein Gedicht, emigriert rechtzeitig nach Amerika, kommt als Amerikaner zurück in das zerstörte Deutschland, bündelt in Berlin mit den Russen an, verläßt die Stadt während der Blockade, gibt sich existentialistisch, da es modern ist, wettet gegen die Wiederaufrüstung, bequemt sich später zum Bekenntnis für die neue deutsche Wehrmacht: ein Opportunist reinsten Wassers.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist gespickt mit Anspielungen, mit wirklichen Vorgängen und historischen Personen aus den letzten vierzig Jahren. Er selbst, John Belitz, ist das Produkt der Schriftstellerphantasie, wengleich aus den Splittern mancher wirklich lebender Personen zusammengesetzt. Er lebt indessen in der Wirklichkeit, die wir selbst erlebt haben. Heinz von Cramer hat diese Wirklichkeit vor den Zerrspiegel der Ironie gelockt und ins Bad der Satire getaucht; er hat das Bild unserer Gesellschaft analysiert, ohne Erbarmen. Manchmal schießt er über das Ziel hinaus, manchmal gibt er sich zu pathetisch, bisweilen predigt er, statt zu erzählen, hier und da ist er zu weitschweifig. Das sind Fehler, ohne Zweifel; aber es sind die Fehler eines erregenden Talents, eines ursprünglichen Schreibers und vor allem eines Betroffenen. An den Fehlern erkennt man, wie sehr dieser junge Mann leidet.

Er kennt kein Pardon, wenn es darum geht, die Kunstfigur und alle, die von ihr vertreten werden, zu entlarven. Und meistens trifft er pfeilgerade ins Schwarze. Aber von Cramer betreibt die Entlarvung nicht ihrer selbst wegen. Sie macht ihm nicht einmal Spaß. Denn wie Heinrich Heine leidet er an dem Lande, das er verspottet. Er spürt zu deutlich die Fragwürdigkeit der Gesellschaft, zu der er sich selber bekennt, als daß er sich auf billige Weise lustig machen könnte. Hinter seinem scharfen Spott wird das Verantwortungsbewußtsein deutlich. Und das unverkennbare Verantwortungsbewußtsein zwingt ihn geradezu, sich aller verfügbaren literarischen Mittel zu bedienen, um sein Ziel zu erreichen. Er bedient sich der realistischen Schilderung genauso wie der Aggression des Leitartiklers, er schreibt aus der Sicht des Narren, des Snobs, eines verbohnten Landknechts; er schreibt verbittert und ironisch, lachend und weinend. Der Sinn des heftigen Angriffs aber, der Diagnose, ist die Therapie, die Heilung. Der Leser wird sein Vergnügen haben am dauernden Wechsel der Positionen, an der Eleganz des Zornes, am witzigen Ausbruch. Wenn er jedoch das Buch im Ganzen begreifen will, muß er bereit sein, sich selbst auch im vielfach gebrochenen Zerrspiegel zu sehen und dennoch der leisen Hoffnung zu lauschen. Denn um der Hoffnung willen, mag sie auch noch so schüchtern hervortreten, um der Hoffnung willen ist dieses Buch geschrieben worden, das Buch eines unerbittlichen Moralisten.

Es wird auch für uns die Zeit kommen, in der – wie in Frankreich seit Jahrhunderten – die Bezeichnung „Moralist“ für einen Schriftsteller eine Auszeichnung bedeutet, nämlich die ehrenhafte Kennzeichnung seiner Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, die freilich mit einem ausgiebigen Talent gepaart sein muß. Die beiden Romane Heinz von Cramers haben bewiesen, daß dieser junge Autor ein ernstzunehmender Moralist ist. Und wir haben allen Grund, seinen nächsten Arbeiten mit großer Hoffnung entgegenzusehen.

Paul Schallück

Zwei spanische Gedichte*

Von Miguel Hernández

Krieg

**Die Alten in den Dörfern.
Das Herz ohne Herrn.
Die Liebe ziellos.
Gras, Staub, Geier.
Und die Jugend?
Eingesargt.**

**Allein der Baum und trocken.
Die Frau wie ein Holzklötz
aus Witwenschaft überm Bett.
Der Haß ohne Heilung.
Und die Jugend?
Eingesargt.**

Letztes Lied

**Bemalt, nicht leer,
bemalt ist mein Haus
mit der Farbe der großen
Leidenschaft und der Unglücke.
Zurückkehren wird es aus den Seufzern,
wohin man es trug
mit seinem verlassenen Tisch,
seinem gebrechlichen Bett.**

**Blühen werden wieder die Küsse
über den Kissen.
Und um die Körper
wird das Bettuch
seine dichten Schlingen ranken,
nächtlich duftend.
Der Haß erstirbt
hinter dem Fenster.**

**Sanft wird die Kralle.
Laßt mir die Hoffnung.**

*) Nicht wenige Kritiker setzen heute das Werk Miguel Hernández an die Seite von Lorcas Dichtung. Beide sind Opfer des spanischen Bürgerkrieges geworden. Hernández ging, erst zweiunddreißig Jahre alt, an Lungentuberkulose im Hospital des Gefängnisses von Alicante zugrunde. Als Kind hat Hernández die Ziegen seines Heimatdorfes Orihuela (Alicante) gehütet. Vierundzwanzigjährig kam er nach Madrid. Mit seinen Verbänden („Perito en lunas“, „Sachverständiger in Monden“ Murcia, 1932, „El rayo no cesa“, „Der Strahl erlösch nicht“, Madrid, 1936, „Viento del pueblo“, „Wind vom Dorf“, Valencia, 1937, „El hombre acecha“, „Der Mensch erspäht“, Madrid, 1939) hatte sich Hernández bereits vor Ausbruch der Katastrophe einen Namen als Dichter gemacht.

Übersetzt von Albert Theile



Weg zum Nachbarn

Bericht über die VI. Westdeutschen Kurzfilmtage in Oberhausen vom 22. bis 27. Februar 1960

Von Philipp Wiebe

Hilmar Hoffmann, heute erst 35 Jahre alt, gründete nicht nur vor 10 Jahren die Volkshochschule in Oberhausen, ihm ist es auch zu danken, daß vor 5 Jahren die „Westdeutschen Kurzfilmtage“ eingerichtet wurden. Im Laufe der Zeit gewannen diese Filmwochen immer mehr an Bedeutung, heute sind sie in der ganzen Welt ein Begriff. Was Cannes für den Spielfilm ist, ist Oberhausen für den Kurzfilm: Kriterium für Qualität. In diesem Jahr wurde diese bedeutende Filmschau vom Internationalen Produzentenverband zum „Festival“ erklärt, eine verdiente Anerkennung des Werkes Hilmar Hoffmanns!

28 Nationen meldeten Filme an, 450 Filme wurden geprüft, 120 Filme zur Vorführung ausgewählt. Fachleute und Kritiker aus aller Welt strömten in Oberhausen zusammen, um diesen vorzüglich organisierten Kurzfilmtagen beizuwohnen. Die Stadt Oberhausen hatte 6 gleichberechtigte Preise zu je 1000 DM gestiftet, 3 für die besten Zeichentrick- und Puppenfilme, 3 für die besten Dokumentar- und Kulturfilme. Außerdem setzten Unternehmen der Großindustrie 3 weitere Preise aus. Und wie jedes Jahr gab es auch diesmal den sehr begehrten Preis des Internationalen Filmkritiker-Verbandes.

Frau Luise Albertz, die sympathische Oberbürgermeisterin von Oberhausen, und der Kultusminister Werner Schütz eröffneten mit kurzen Ansprachen das Festival, das unter dem gutgewählten Titel „Weg zum Nachbarn“ stand.

Das facettenreiche Programm begann mit dem im Auftrag der Stadt Oberhausen fabrizierten Film „Schichten unter der Dunstglocke“. Obwohl die Stadt den Regisseur H. Viktor mit stattlichen Geldmitteln und jeder erdenklichen Freiheit ausgestattet hatte, zeigte der Streifen die üblichen verlogenen Klischees: permanent blauer Himmel, nicht die Spur von „Dunstglocke“, heitere Menschen, alle zufrieden, alle glücklich. Später sah man einen Film der UdSSR über Moskau, auch dort alles in Ordnung: Sonne, Fröhlichkeit, Wohlstand. Wie sich die Städte gleichen! Schade um das Geld aus Steuermitteln: 91000 DM für den Oberhausener Werbefilm.

Zwar war das deutsche Kurzfilmangebot in diesem Jahr besser als in den vergangenen Jahren, doch ist der Qualitätsunterschied zu Ländern wie Jugoslawien, CSR, Polen, Frankreich und USA immer noch sehr groß. Lediglich der Film „Patience“ von Haro Senft fand Anschluß an die Produktionen dieser Länder. Senft hatte die gute Idee, Hunderte von Kitschpostkarten zu sammeln, sie in sehr geschickter, gewissermaßen historischer Folge zu fotografieren und mit einem ironischen, gesprochenen Text einen Abschnitt unserer Vergangenheit zu glossieren. Sehr amüsant und gleichzeitig zur Nachdenklichkeit zwingend.

Die besten Zeichentrickfilme lieferte Jugoslawien. Preisverleihungen sind immer eine heikle Angelegenheit. Naturgemäß kann es bei Filmen nur subjektive Beurteilungen geben, die Entscheidungen jeder Jury müssen sich daher Kritik gefallen lassen. Doch die Verleihung zweier Preise an Jugoslawien fand bei allen Anwesenden ungeteilten Beifall. Der Film „Piccolo“ von Dusan Vukotio sprühte vor komischen Einfällen; „Ein Inspektor kommt“ von Bosko Boskovic war voller Phantastik. Zwei würdige Preisträger!

Hingegen konnte man nicht so leicht der Jury zustimmen, als sie einen Preis an den polnischen Film „Ein Spaziergang durch die Altstadt“ von Andrzej Munk vergab. Munk gehört zwar zu den besten Kurzfilmregisseuren der Welt, aber dieser Streifen war doch etwas fade.

Gute Streifen sah man aus den USA. Der Zeichentrickfilm „Mondvogel“, liebevoll und sehr originell gemacht, bekam einen verdienten Preis. Aber auch „Wolkenkratzer“, der den Bau eines dieser unwahrscheinlich hohen Häuser zeigt, fand großen Beifall. Überaus kühne Kameraarbeit, die, in solcher Höhe ausgeführt, den Filmbetrachter schwindeln ließ. Immer wieder zeigt es sich, daß das Hobby der französischen Filmregisseure der Mensch ist. In keinem Land der Welt werden Menschen so realistisch auf die Leinwand gebracht. Gewiß, die Darstellungen sind nicht immer freundlich, sind oft ausgesprochen boshaft, doch schließlich verdient der Mensch keineswegs eine nur freundliche Betrachtung. Bevorzugte Objekte waren in diesem Jahr die Menschen, die sich an der Cote d'Azur herumtreiben. Wie sie da promenieren oder halbnackt in der Sonne braten, wie sie unbekümmert ihre fetten oder zu mageren Körper zur Schau tragen, wie sie sich küssen an verschwiegenen Plätzen oder gleichgültig nebeneinander über die Boulevards schlendern, das alles ist ein Stück Leben, das alles zeigt wirklich den „Weg zum Nachbarn“. „Menschen aus dem Himmel“ von Jean-Jacques Languepin bekam einen Preis. Man sah lediglich durch die Luft schwebende Fallschirmspringer. Reizvoll fotografiert – vom Helm eines Springers aus! –, aber etwas monoton.

„Symphonie in Stahl“ von Chonosuke Ise brachte verdientermaßen Japan einen Preis ein. Diese farbigen Aufnahmen aus einem hypermodernen japanischen Stahlwerk waren überaus eindrucksvoll. Hieran könnten deutsche Regisseure lernen, wenn sie Industrie filmen wollen.

Der sowjetische Gesandte Timoschenko eröffnete das Programm der UdSSR. Er sprach kurz und liebenswürdig, versicherte, die russischen Filmproduzenten hätten die Einladung nach Oberhausen mit Freuden angenommen. – Von den 500 Kurzfilmen, die jährlich in Ruß-

„Schlüsselkind“
Aus dem deutschen Kulturfilm „Menschen von heute“

land hergestellt werden, hatte man vier nach Oberhausen geschickt. Leider waren sie schlecht. „Die Schlacht am Wassersturz“ machte uns mit begeisterten Ingenieuren und Bauarbeitern bekannt, die einen Staudamm errichten. Der ostzonale deutsche Sprecher bediente sich vorwiegend des militärischen Vokabulars. Eine Spur besser war jener Film über den großen russischen Regisseur Sergej Eisenstein, besser nur, weil Ausschnitte aus den Filmen Eisensteins gezeigt wurden. Voller Stolz wurde auch eine Wagner-Inszenierung Eisensteins im Jahr 1940 erwähnt. Da zu dieser Zeit Stalin und Hitler durch einen Freundschaftspakt verbunden waren, tauchte bei mir die Frage auf, ob es sich bei dieser Inszenierung nicht um eine Huldigung an den Geschmack der Nazigrößen gehandelt hat.

Aus Italien kamen zum Teil sehr gute Filme. Junge unbekannte Regisseure hatten sie gedreht, und der römische Produzent Benedetto Benedetti hatte sie gesammelt und ausgewählt. „Männer auf dem Abstellgleis“ von Florestano Vancini zeigte jene Menschen, die wir „verkrachte Existenzen“ nennen, die aber meist nur konsequente Individualisten sind, die ihre Freiheit nicht aufgeben wollen. Wie sie sich durch den Tag schlagen, das verdient Mitleid und Bewunderung zugleich. „Am Rande der Welt“ von Giulio Questi befaßte sich ebenfalls mit Menschen, mit einsam lebenden, aber arbeitsamen.

Noch viele Filme müßten hier gewürdigt werden, Filme aus Dänemark, Holland, England, Schweden, Ungarn, Rumänien, Belgien und der Türkei. Leider ist das nicht möglich. Noch nie war in Oberhausen der Qualitätsdurchschnitt so hoch wie in diesem Jahr.

Nur über einen Film muß unbedingt berichtet werden, über „Die Astronauten“ von Walerian Borowczyk und Chris Marker, eine polnisch-französische Gemeinschaftsproduktion. Diese Montage aus Standfotos und Zeichnungen übertraf an Qualität und Einfall alle anderen Filme. Ein autodidaktischer Erfinder bastelt sich aus alten Zeitungen, einem Scherenfernrohr, einer Uhr und einem simplen Motor eine Mondrakete. Im Weltall trifft er auf die Riesenraketen der Großmächte. Wie er sich zuerst dagegen behauptet und später doch abgeschossen wird, das ist hintergründig und witzig gezeigt. Da dieser Film außerhalb des Wettbewerbs lief, bekam er den Preis des Internationalen Filmkritiker-Verbandes. Vermutlich wird er noch manchen anderen Preis einheimen.

Zweifellos waren die diesjährigen Oberhausener Kurzfilmtage die glanzvollsten in ihrer kurzen Geschichte. „Der Weg zum Nachbarn“ wurde geëbnet und wird hoffentlich noch viele Jahre passierbar sein!

Es war Karl IV., der vor rund 600 Jahren die Einsicht gewann, daß es um die deutsche Sprache nicht zum besten stehe. Er erteilte seiner Prager Kanzlei den Auftrag, sich der Angelegenheit anzunehmen, und seine Ministerialbürokratie schuf aus einer Vielzahl von Dialekten die erste verbindliche deutsche Sprache, Kanzleisprache genannt. Später bastelte Luther an ihr weiter. Auch Goethe und andere steuerten dies und jenes bei, aber den rechten Pfiff kriegte keiner hinein.

Beschämt stehen wir vor der Tatsache, daß beispielsweise die Liebe in Ermangelung besserer Metaphern heute noch mit Worten und Wendungen gepriesen wird, deren sich – in mittelhochdeutscher Abwandlung – schon der selige Walther von der Vogelweide bediente. Laut hallt der Ruf nach zeitnaher Sprachneuschöpfung von den Alpen bis zum Nordseestrand. Da springt unsere prächtige junge Generation entschlossen in die Bresche. Teenager und Twens sind's, nietenbehost und mit wehenden Pferdeschwänzen, die in atemraubendem Schwung Bild um Bild neu erschaffen, eins phantasievoller und blumiger als das andere, und alle von jener Schlichtheit, in der sich allein wahre Größe manifestiert.

Twen:

„War gestern in 'ner duften Gammeltimpe. Dort 'ne steile Haut kennengelernt!“

Wie unvergleichlich beseelter und doch von geradezu atomarer Leidenschaft durchpulst klingt das doch, als wenn wir denselben Vorgang mit den unzulänglichen Mitteln der mühsam aufgegagten Kanzleisprache Karls IV. bisher folgendermaßen ausdrückten:

„Ich habe gestern in einem gemütlichen Lokal die Bekanntschaft eines netten Mädchens gemacht.“

Twen:

„In 'nem gebrachten Gebiß sitzt 'n Weisheitszahn.“

So beschreibt der fortschrittliche Sohn des 20. Jahrhunderts seinen Eindruck beim Eintritt in das Lokal. „Unter einer Reihe hübscher Mädchen sah er eines, das eine Brille trug.“

Twen:

„'ne Edelschaffe!“

Ein Mädchen, von dem er sofort weiß, daß man mit ihr etwas anfangen kann – im besten Sinne, bitte.

Twen:

„Ich organisiere mir also den Pullover.“

Er bittet sie um einen Tanz.

Twen:

„Was stellt sich raus? Das is dem Ede seine, der Bubikopf mit Pause, der in der Kapelle gepfelg in die Kanne stößt und gelegentlich auch 'nen flotten Knüppel schlägt.“

Sie ist die Freundin des kahlköpfigen Musikers Eduard, der sowohl ein guter Posaunist als auch ein vortrefflicher Schlagzeugspieler ist.

Twen:

„Sense!“

Mit dieser knappen aber treffsicheren Wendung bringt unser Freund zum Ausdruck, daß er alles zu tun gedenkt, um dieses ihm hinderliche Verhältnis zu beenden.

Twen:

„Ich ran an die Buletten wie Blücher an den Speck und nischt wie dem Ede den Zahn abgeschraubt!“

Er setzt sein Vorhaben mit leidenschaftlichem Werben in die Tat um und es gelingt ihm tatsächlich, die Freundin des Musikers Eduard für sich zu gewinnen.

Die gute Sache, der sich die junge Generation mit ihren sprachreformerischen Bemühungen verschrieben hat, ist mit ihren Worten ausgedrückt: eine duftige Schaffe. Was läge da näher, als daß wir ihnen zurufen: Nur weiter so, Ihr werdet die deutsche Sprache schon noch schaffen!

Gerd Angermann

Fotoflug

Erzählung von Heinz Albers

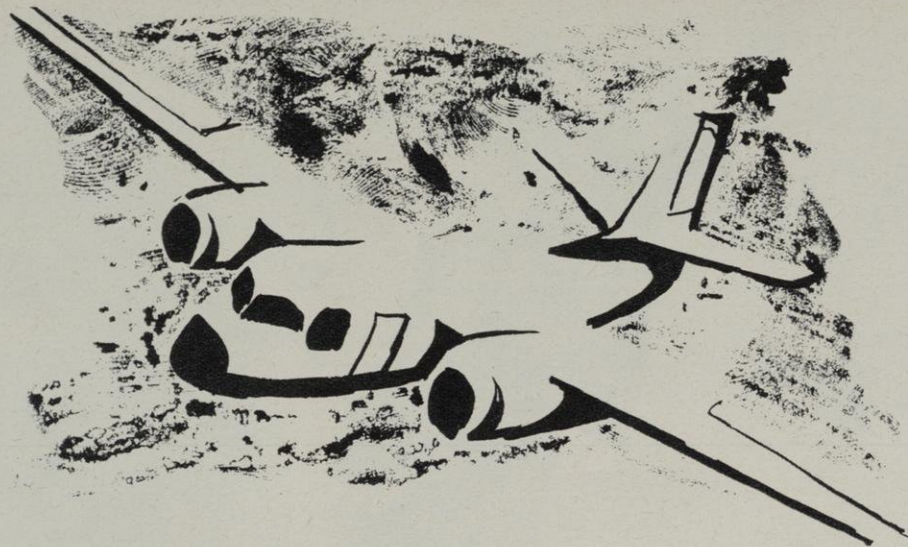
Zeichnungen: Siegfried Reiche

Sie flogen auf die Küste zu. Kurz vor der Küste drückte Stender die Maschine tiefer. Für Augenblicke sahen sie nur die schmalen, silberhellen Gischtreifen der Wellen, die in ununterbrochener, schlängelnder, gestreckter Linie gegen die Ufer liefen, dahinter die glatte Fläche des Landes, braungrün, sahen Wasser und Land auf sich zukommen und gewahrten die fernen, wie nach einem unbekanntem Morsecodex punktgleich aufzuckenden Spiegelblitze einzelner vom Sonnenlicht getroffener Hausfenster, dann kurvte Stender ein. Die Maschine legte sich schräg, fahlblau schleuderte sich der Nachmittags-himmel über sie hin, und Stender flog, die Deichlinie des Landes rechts lassend, die Küste entlang: Wasser, Himmel und Land rasteten lautlos und sicher ein, deckten sich und durchbrachen sich und verschwammen ineinander am Rundumhorizont im kalten Licht der langsam sinkenden Sonne. Sie flogen auf die Flußmündung zu. Stender saß ruhig und zurückgelehnt, unbeweglich. Kramer hielt die Kamera auf den Knien. Er hielt sie mit beiden Händen, leicht, und während er mit den Fingern spielerisch über die Metallflächen der Kamera tastete, empfand er erneut die Müdigkeit, die er schon gespürt hatte, als sie den auslaufenden Tanker anflogen: Stender hatte zum Schrägflug angesetzt, er, Kramer, hatte das Kanzelfenster geöffnet, hatte die Kamera hinausgeschoben, schräg unten vor ihnen der Tanker, mit weißer Bugwelle, sie waren drauf zugeflogen, er hatte den Auslöser gedrückt, mechanisch, eine sanfte, gleichgültig machende Müdigkeit hatte ihn ergriffen, die ihn einhüllte, stärker noch, als sie über den Tanker hinaus waren und das leere blaue Flächentuch der See sich unter ihnen ausbreitete.

Sie flogen den Tanker noch einmal von vorn an. Seine Finger hatten sich um die Haltegriffe der Kamera gekrampft, kalter Schweiß war auf seine Stirn getreten, und erst als Stender seine Schulter berührte, merkte er, daß sie schon auf Rückkurs waren und erinnerte sich wie eines Traumgeschehens, bruchstückhaft, daß er auch bei diesem zweiten Anflug den Auslöser betätigt hatte, ohne sich doch des Bildes des unter ihnen dahingleitenden Tankers zu erinnern. Die Küste rundete sich. Vor ihnen tauchte die Flußmündung auf, breit, ein Teil der See; Stender ging auf Ostkurs, sie flogen flußaufwärts. Sandbänke, die sahen sie unter sich, die aus den Wassern aufzusteigen schienen, langsam und behäbig, von Wassern überflutet, von Wassern bedrängt, und sie sahen die Schiffe. Die Fischkutter, die Frachter, einlaufend, auslaufend, über die Flußmündung verteilt, regungslos gleichsam auf der Weite des Flusses wie auf einem Spielzeugschiff liegen, wären die weißen schäumenden Bugwellen nicht gewesen, die Dreieckswirbel der Heckschrauben, die bewiesen, daß die Schiffe Fahrt machten, Land verließen und dem Land sich näherten.

Sie kannten das alles. Das Bild unter ihnen lief ab wie an ähnlichen Tagen vorher. Kramer blickte auf seine Uhr und merkte, daß Stender ihn ansah und zeigte auf die Uhr, hielt sie Stender entgegen. Stender lächelte und hob die rechte Hand, wies, die Hand schwenkend, nach vorn, dieses alte, schweigend dargebrachte Zeichen, das für die Erledigung des Auftrages, die baldige Landung auf dem Flughafen stand. Kramer lehnte sich in seinem Sitz zurück. Er schloß die Augen. Er gab sich der Müdigkeit hin. Er glaubte noch durch das Pochen der Motoren den Wind zu hören, die brausende, flatternde Stimme, die dagewesen war, als sie mit offenem Kanzelfenster den Tanker anflogen, die immer da war, wenn er die Kamera durch das Fenster schob, aber er hörte sie nur nachhallend, denn das Fenster war geschlossen, er hörte sie aus der Erinnerung her, jetzt leise, vergehend.

Noch schlafend, rutschte Kramer nach rechts. Er schlug mit dem Kopf gegen das Kanzelgestänge, erwachte, und im Erwachen, im Aufsteigen aus den Tiefen des Schlafes, während der dumpfe Schmerz an seiner rechten Stirnseite in ein scharfes Brennen überging, merkte er, wie die Kamera seinen Händen entglitt und versuchte, immer noch in der Schräglage, den Kopf gegen das Kanzelgestänge gepreßt, die Kamera zu halten, hielt sie auch, unterhalb seines rechten Knies, und versuchte sich gleichzeitig wiederaufzusetzen und schaffte es nicht und erkannte, wie Stender, wie unter dem Andruck einer ihm unbe-



kannten Erregung hochgereckt, hinter dem Steuerknüppel saß und an ihm, Kramer, vorüber, hinaussah, ihn, Kramer, gar nicht zu beachten schien und im gleichen Moment schrie, ohne daß er, Kramer, es verstand, und dabei die Maschine aus der Schrägkurve einschwenken ließ und mit der rechten Hand nach unten wies, zum Wasser hin. Benommen versuchte Kramer den Grund für Stenders Erregung zu erkennen. Er sah den großen Frachter, die beiden Hochseeschlepper, die den Frachter bugsiert haben mochten, sah sie in nächster Nähe des Frachters, immer noch unfähig, aus dem Bild dieses alltäglichen Geschehens Stenders Erregung zu erklären.

Stender kurvte genau über die Schiffe hin, und jetzt erkannte auch Kramer, was dort unten geschah, erkannte es aus der Höhe, in der sie sich befanden: der zweite Schlepper blieb seitlich hinter dem Frachter zurück, während der erste Schlepper dem Frachter genau vor den Bug lief. Wie voneinander angezogen, näherten sich die beiden Schiffe einander, unerklärlich für sie, die oben drüber hinfliegen. Und da erst begriff Kramer, als Stender das Anflugzeichen machte und hob langsam die Kamera und öffnete das Kanzelfenster. Sie kamen genau in dem Augenblick über Frachter und Schlepper, als der Bug des Frachters sich in die Querseite des Schleppers bohrte. Kramer hatte das Bild im Sucher. Er drückte den Auslöser. Er

glaubte den Rammstoß zu hören. Er hörte nichts. Er hörte nur den Wind, der gepreßt durch das offene Kanzelfenster an ihm vorbeifegte. Stender kurvte die Maschine auf engstem Raum, er ging tiefer, und er flog erneut an. Und der Zeitraum zwischen dem ersten und dem zweiten Anflug schien Kramer kaum bemessbar, denn immer noch lagen die Schiffe, ineinandergemrammt, da, als hätte sich der Zusammenstoß erst in dieser Sekunde ereignet und als gelte es, erst jetzt das erste Bild zu schießen. Aber dann sah Kramer die peitschende Heckwelle, aufgewühlt, hochgetrieben, des Frachters und erkannte, daß sich der Frachter vom schon mit Schlagseite treibenden Schlepper löste, und sah, wie das Heck des Schleppers nach hinten wegtauchte, hinab in die See, der Schlepperbug schoß empor, schnellte hoch wie eine unter Wasser gedrückte Signalboje und schwebte eckig, schwarzrot, ein stählernes Dreieck, seitlich vom Frachter.

Beim dritten Anflug flog Stender in Höhe der Masten am Frachter vorbei. Sie sahen das Gewimmel der Frachterbesatzung, die sich am Bug des Schiffes versammelt hatte. Sie sahen, wie zwei Boote zu Wasser gelassen wurden, ohne daß sie den Grund erkennen konnten, denn sie sahen keinen treibenden Menschen. Aber dann erkannte Kramer, während er den absackenden Schlepper im Sucher hatte, wie an der Bugspitze



des Schleppers, leblos herabhängend an der steil emporragenden, ausgebuchteten Bugwand, ein Mann hing. Schlundwirbelwasser quirlten weiß, als der Schlepper versank, die Wirbelringe verbreiterten sich, lösten sich auf, wurden wegwaschen von Flut und Wellengang. Kramer schoß auch dieses Bild.

Stender schlug sich mit der rechten Faust aufs Knie. Er beugte sich weit zu Kramer hinüber und schrie: „Das werden die Aufnahmen des Jahres! Das nenn' ich Glück haben!“ Und blickte dabei auf Kramer, der still saß und auf Stenders geschriene Frage: „Na, ist das denn etwa nichts?“, keine Antwort wußte, nur dachte, wie um sich für sein Schweigen zu entschuldigen: Er wird glauben, daß ich ihn nicht verstehe, daß ich ihn nicht höre. Und doch fühlte er, daß diese innere Rechtfertigung nicht genügte und versuchte zu lächeln und wandte sich Stender zu und wies auf seine Ohren und zuckte mit den Schultern und zeigte auf das offene Fenster, durch das die Windböen hereinprallten, und sah, wie Stender verstehend nickte. Als sie landeten, sprang Stender als erster aus der Maschine. Kramer folgte ihm langsam. Er fühlte das Gewicht der Kamera in seiner rechten Hand, und wieder empfand er die Müdigkeit, die er während des Fluges gespürt hatte, empfand sie, als er in die Stille der Flughalle einbog, ohne im riesigen Hallenrund seine Schritte zu hören. Aber dann vernahm er Stenders Stimme: „Komm schon! Ich werde gleich den Chef anrufen. Er wird die Zeitungen mobil machen. Wenn die Bilder was geworden sind – und wie ich dich kenne, sind sie was geworden –, haben wir das Geschäft des Jahres gemacht.“ Im Labor nahm Kramer den Film aus der Kasette. Er hielt ihn in der Hand, zögernd, als hinge er dem Gedanken nach, den Film zu vernichten, die Aufnahmen zu löschen. Er betrat die Dunkelkammer und hing den Film in den Entwicklungstank. Er wartete in der Dunkelheit, abgeschlossen von der Außenwelt. Dann hörte er das Klopfen, ging hinaus, Stender stand da und lachte und sagte: „Der Chef wird in einer halben Stunde hier sein. Großartige Sache, was? Na, wie sieht's aus?“

„Noch zu früh“, sagte Kramer.
„Mach nur“, sagte Stender, „mach nur“.

Kramer hob den entwickelten Film aus dem Fixiertank, und er sah die Bilder, scharf und klar in den Umrissen, wie gestochen, das Geschehen des Zusammenstoßes, des Untergangs, bewahrt, festgelegt für alle Zeit – auf glattem, sachlichem Fotopapier abgezogen, blieb es dem Schweigen verhaftet, der Stille, kein Wassergeräusch, kein Windgeräusch, kein Schrei würde den Blick des Betrachters beeinflussen.

Der Chef kam, als Kramer die Negative aus dem Trockenschrank nahm. Der Chef war noch jung. Er kam herein und legte Hut und Schal nicht ab, obwohl es warm war im Labor. Stender lehnte am Paktisch. Kramer reichte dem Chef die Negative. Der Chef betrachtete die Bilder lange. Dann nickte er, und ohne ein Wort zu sagen, griff er zum Telefon und ließ sich mit der Zeitungsredaktion verbinden. Er sprach leise und langsam. Kramer hörte nicht hin. Und bevor der Chef den Hörer auflegte, er sprach noch immer mit der Redaktion, unterbrach er sein Gespräch und rief zu Kramer hinüber: „Von jedem Bild erst einmal zwanzig Abzüge!“

Dann legte der Chef den Hörer auf und sagte: „Ich veranlasse, daß die Bilder noch heute hinausgehen.“ Und sagte: „Gute Arbeit, die Sie da geleistet haben.“ Und Kramer dachte, daß Stender nachher sagen würde, wie es oft geschehen war: „Bei meiner Anflugtechnik, kein Wunder.“

Der Chef sagte: „Bringen Sie die fertigen Bilder nachher in mein Büro. Ich kümmere mich persönlich drum.“

Stender lehnte immer noch am Paktisch. Er rauchte und blickte auf Kramer, der die Abzüge machte. Sie schwiegen, und dann sagte Stender, leiser als er sonst zu sprechen pflegte: „Mir geht das ja alles auch ziemlich nach. Aber es ist ja unser Beruf, nicht wahr?“

Kramer nickte. Er hatte gerade die letzte Aufnahme vor: nur der runde weiße Wirbelfleck inmitten der See, von der See begrenzt. Und es schien Kramer, als vergrößere sich dieser Fleck, als breite er sich aus, über das Bild hinausquellend, das Bild überflutend. Kramers Hände begannen zu zittern. Stender reichte ihm eine Zigarette. Sie rauchten schweigend.

Zusammen trugen sie die Bilder ins Chefbüro. Noch immer trug der Chef Hut und Schal. Er saß hinter seinem Schreibtisch, nahm die Bilder entgegen, ließ sie durch seine Hände gleiten, nachdenklich, als befände er sich allein im Raum und müsse sich erst mit dem Geschehen auf den Bildern vertraut machen. Dann sagte er: „Gut, ich fahre jetzt.“

Die Aufnahmen erschienen am nächsten Tag in allen Zeitungen. Sie standen auf der ersten Seite, sichtbar, groß. Und Kramer las, daß mit dem gerammten Schlepper ein Mann untergegangen war, der sich aus dem Maschinenraum nicht mehr hatte retten können. Daß er, während sie oben drüber hinflogen und aus sicherer Höhe hinablickten, schon im schräg stehenden Raum des schräg liegenden Schleppers gehockt haben mochte, bewußtlos oder schon tot oder aber auch lebend, wachend, während die Schotten klemmten, sich nicht mehr öffnen ließen – und im Brausen der ins Schiff eindringenden Wasser mochte er es gehört haben: das Motorengeräusch der niedrig fliegenden Maschine, dieses letzte Zeichen der Welt, bevor es ihn hinabriß, zum Grund...

Zur Verteidigung der Waschküchen

Von Heinrich Böll

Ein Kritiker klopfte mir nach Erscheinen eines meiner Bücher lobend auf die Schulter, indem er feststellte, daß ich nun das Armeuleutemilieu verlassen habe, mein Buch von Waschküchengeruch frei und der sozialen Anklage bar sei. Dieses Lob wurde mir gesendet zu einer Zeit, da eben bekannt zu werden begann, daß zwei Drittel der Menschheit hungern, daß in Brasilien Kinder sterben, die niemals erfahren haben, wie Milch schmeckt; geschah in einer Welt, die nach Ausbeutung stinkt; in der Armut weder Station zum Klassenkampf noch mystische Heimat mehr ist, nur noch eine Art Aussatz, vor dem man sich zu hüten hat, und den zum Gegenstand seiner Arbeiten zu wählen, einem Autor angekreidet werden kann, ohne daß man sich die Mühe machen muß, festzustellen, ob eine Kongruenz von Form und Inhalt hergestellt sei.

Mich persönlich betrifft der Vorwurf kaum, bedeutsamer finde ich die geistige Unklarheit, die aus einem solchen Vokabularium spricht, denn wenn eine „Waschküche“ kein der Literatur würdiger Ort ist – wo sind die der Literatur würdigen Orte, wo muß Literatur, wie man so hübsch unklar zu sagen pflegt, angesiedelt sein? Siedle, wer da siedeln mag, mit Hilfe einer Bausparkasse, unter Ausnutzung aller Steuervorteile.

Das Gespenst, vor dem solche Geistigkeit Angst hat, trägt einen häßlichen Namen, es heißt: Kleinbürger. Was besagt diese Vokabel noch in einer Zeit, da die Könige sich kleinbürgerlicher geben, als unsere Großväter es je taten; da Marschälle ihre Krawatte so binden, daß sie dem Mann auf der Straße gefällt, jedermann, auch der schärfste Nonkonformist, ängstlich auf sein Publikum lauert; was hat die Waschküche bloß so Empörendes, wenn pensionierte Generale Publicity-Manager bei Großwaschküchen werden?

Merkwürdigerweise entsinne ich mich nicht, jemals in einer meiner Geschichten oder in einem Roman eine Waschküche beschrieben oder auch nur erwähnt zu haben; fast fühle ich mich verpflichtet, in einem nächsten Buch eine zu erwähnen; vielleicht schreibe ich einen Waschküchenroman, aber ich lasse ihn dann in China oder im Vorderen Orient spielen. Allerdings könnte ich mich dann nicht der Einzelheiten bedienen, wie ich sie aus den Erzählungen meiner Frau kenne. Meine Frau weiß nämlich zu berichten, daß in dem kleinen Städtchen, aus dem ihre Großmutter stammte – zufällig stammte auch meine Großmutter aus diesem Städtchen, und so könnte ich alles recht penetrant beschreiben –, der Waschtage ein besonderer Festtag war. Zur Zeit unserer Großmütter wurde in jenem Städtchen – es hieß Düren – der Waschtage noch als Fest gefeiert. In der Zeit hochgefüllter Leinenschränke wusch man nur einmal im Monat, wusch ganze Berge, fuhr dann zu den Rurwiesen, wo die Wäsche gebleicht wurde, während man von den Kutschen Bierfässer, Schinken, Brote, kleine Butterfäßchen ablad; zu den waschenden Maiden gesellten sich die zur Untätigkeit neigenden Halbstarke jener Zeit; es wurde getanzt, getrunken, gespielt – am Abend lud man die gebleichte Wäsche, die geleerten Fässer und Körbe wieder auf die Kutschen und fuhr nach Hause. Das Wäschewaschen war eine fröhliche Angelegenheit, und es tut mir leid, daß ich mir diese Episoden bisher entgehen ließ.

Natürlich wusch auch meine Mutter Wäsche (welch ein erniedrigender Zustand!); sie wusch in der Waschküche, meistens am Montagmorgen. In der ganzen weiten Welt flatterten am späten Montagvormittag Hemden und Leintücher, Taschentücher und die Unaussprechlichen auf den Wäscheleinen, und dieser Anblick hat mich nie deprimiert, vielmehr getröstet, kündigt er doch von der unermüdlichen Energie der Menschheit, sich des Schmutzes zu entledigen; und die Rheinkähne, wie ich sie von meiner Kindheit bis heute kenne, schleppen immer eine Wäschefahne rheinauf, rheinab. Ich habe nichts gegen Wäschewaschen und nichts gegen Waschküchen, sie werden nur – im Zeitalter der Waschmaschinen – immer seltener und werden vielleicht eines Tages in Heimatmuseen zu besichtigen sein: Waschküche, kleinbürgerlich, Anfang 20. Jahrhundert.

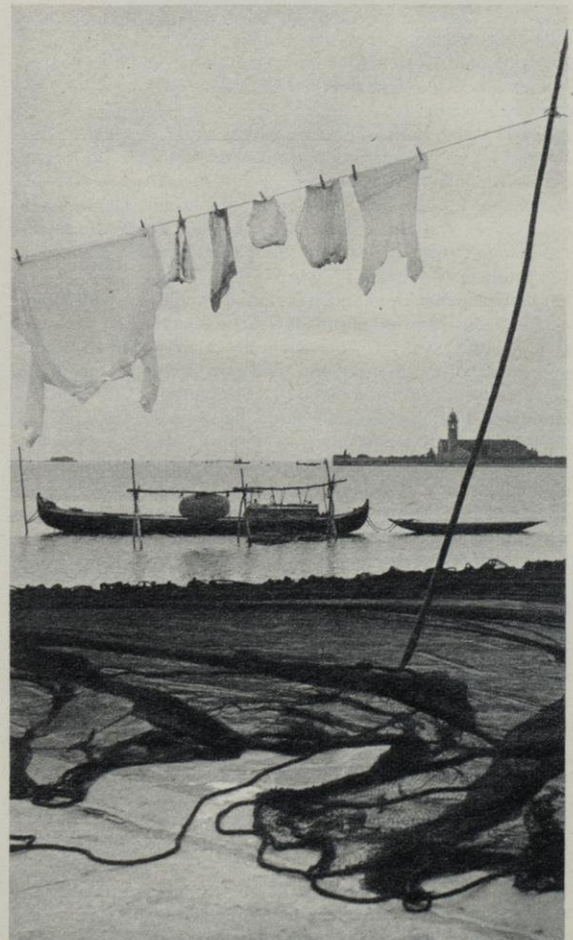
Ich könnte mir vorstellen, daß sich in einer Waschküche ein Drama abspielte; wo doch so viele Dramen in Schlössern spielen, Dramen, deren Dialog in einem vier Stunden währenden Austausch von Banalitäten besteht. Leichten Herzens verteidige ich die Waschküche, die ich nie beschrieben habe. Wenn ich meiner Mutter Anmachholz und Briquets in ihre Waschküche brachte und mich vergeblich – wie später unzählige Male ebenso vergeblich als angeschnauzter Sklave bei der Wehrmacht – als Ofenanzünder versuchte, habe ich nicht die schlechtesten Weisheiten erfahren und nicht wenig erzählt bekommen; wieviel Ochsen man schlachtete, wenn Kirmes gefeiert wurde; wie man aus den Kneipen das Geld am Samstagabend schürzenvoll in die Wohnstube trug; wie gewisse Leute nach Köln fuhren, mit dem D-Zug am Morgen, um dort – so

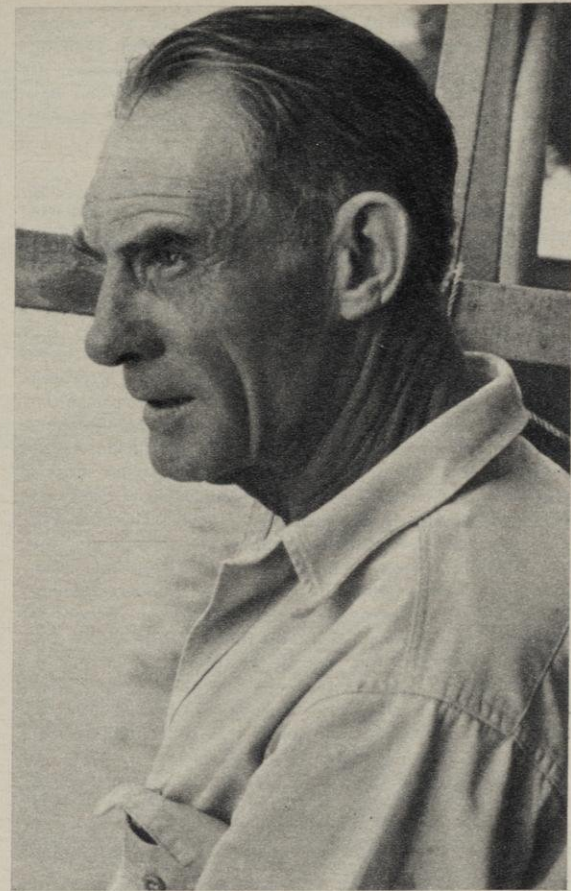
nannte man es – die „Kölnische Zeitung“ zu lesen, und wie einer meiner Altvordenen sich dem Trunke ergab, konsequent, bis er – „ich habe es selbst gesehen“ – sein letztes Hemd um ein paar Gläser Bier in Zahlung gab.

Was das Armeuleutemilieu betrifft, so frage ich mich schon lange, welche anderen Milieus es noch gibt: das Feineuleutemilieu, das Kleineuleutemilieu (nach dem Motto: arm aber brav), das Großeuleutemilieu; das Großeuleutemilieu ist mir durch die Geschicklichkeit moderner Reklame erspart: Die Großen dieser Welt tragen Rollex-Uhren. Was habe ich da noch mitzuteilen? Die kleinen Leute? Ich bin größenblind, so wie man farbenblind ist, ich bin milieublind und versuche, Vorurteilslosigkeit zu üben, die gar oft mit Urteilslosigkeit verwechselt wird. Größe ist eine Vokabel, die nicht vom sozialen Ort abhängt, so wie Schmerz und Freude unabhängig vom Sozialen sind; auch in Waschküchen werden stundenlang Banalitäten ausgetauscht, und vielleicht gibt es unter den Großen der Welt tatsächlich Große; geben wir ihnen eine Chance. Dostojewskijs Romane haben zum Teil verflucht unangenehme Titel: Arme Leute und Erniedrigte und Beleidigte, und sieht man sich das Milieu an, in dem sich ein gewisser Rodion Raskolnikow bewegt oder gar ein Fürst mit Namen Myschkin – so ist das tatsächlich empörend; man hätte ihnen allen Rollex-Uhren schenken sollen, auf daß sie sich wahrhaft groß fühlen, und man hätte Dostojewskij mitteilen sollen, er möge sich endlich in feinere Kreise begeben; man sollte ihm posthum die Frage stellen, ob auch zu seiner Zeit mehr als zwei Drittel der Menschheit hungerten.

Es gab eine Zeit, in der alles, was nicht adlig war, überhaupt nicht als literaturfähig galt; daß man einen Kaufmann als der Feder eines Dichters für würdig befand, galt als eine Revolution, war eine; dann kamen jene Verbrecher, die sogar den Arbeiter literaturfähig machten, kunstfähig; inzwischen gibt es Kunsttheorien, die alles, was nicht arbeitende Klasse ist, für literaturunwürdig erklären. Sollte sich in unserer gesegneten Gesellschaft eine Gegentheorie dazu bilden? Das wäre interessant, aufschlußreich und einer ausführlichen Analyse würdig.

In der Lagune von Venedig





Ich fliege nach Amazonien

Die „Grüne Hölle“ kann ein Paradies werden –
Bei der Jugend in den Dschungeln

Von Oscar Peter Brandt

Amazonien ist 3,6 Millionen Quadratkilometer groß. Es umfaßt in der Hauptsache die beiden brasilianischen Bundesstaaten Amazonas (1,6) und Para (1,2 Millionen Quadratkilometer) mit den Landeshauptstädten Manaos (120000) und Belem do Para (300000 Einwohner). Aber nur zwei Millionen Menschen leben in diesem Riesenraum, in den die Bundesrepublik zwölfmal hineinpassen würde, und nur 0,75 v.H. des Bodens werden bestellt. Weite Gebiete sind noch völlig unerforscht. Der Amazonas und seine 200 Nebenflüsse sind der Segen und der Fluch der „Grünen Hölle“. Hinzu kommen die Billionen von Moskitos, Zecken und Ameisen, die Piranhas und die Krokodile, die Giftschlangen und die Pumas.

200 Millionen Menschen könnte Amazonien ernähren – landwirtschaftlich wie wirtschaftlich könnte die „Grüne Hölle“ erschlossen werden. –

Aus 500 Meter Höhe sehe ich Manaos unter mir liegen. Der Anblick ist so faszinierend wie beklemmend. Vom Rio Negro, der die Stadt im Norden begrenzt, dehnt sie sich nach Westen, Osten und Süden nur etwa zehn Kilometer aus. Dann enden alle Häuser und Straßen an einer dunklen Wand. Undurchdringlicher Dschungel beginnt – über Hunderte und Tausende von Kilometern hinweg.

Ich lande in einer Dschungelfestung, die mit ihren 120000 Einwohnern die Landeshauptstadt des brasilianischen Bundesstaates Amazonas ist. Aber auch die anderen kleinen Städte und Ortschaften Amazoniens sind von dichtem Dschungel umschlossen. Sie sind weder durch Straßen noch Eisenbahnen miteinander verbunden – nur durch die Wasserwege.

„Wir haben nicht einmal ein Nachbardorf“, klagen die Bewohner. „Die meisten von uns haben noch nie (außer im Kino) eine Eisenbahn gesehen. Wir kennen keinen Wochenendurlaub, keine Urlaubs- oder Hochzeitsreise.“

Die Jungen und Mädchen, die ich nach ihren Berufswünschen frage, wollen Stewardessen, Lokomotivführer oder Matrosen werden. Das sind alles Berufe, die sie aus ihren Festungen herausführen könnten. „Unser größter Ausflug war eine Fahrt einige Kilometer den Amazonas stromaufwärts“, sagen sie traurig. Sie wollen nicht wie ihre Eltern in den Dschungelstädten geboren und begraben werden, ohne je etwas anderes als die Dschungel von der Welt gesehen zu haben. Ihre Fernsehnsucht ist viel stärker als die unserer Jungen und Mädchen.

Jeder, der in Amazonien tätig ist oder das Land erleben will, muß amphibisch werden. Die ungezählten Wasserläufe sind die Straßen der Dschungel, die Kanus und Lastboote die Kraftwagen. 110000 Kilometer Wasserläufe werden regelmäßig befahren.

So sitze auch ich jetzt in einem Kanu. Von dem großen Strom aus biegen wir in die Dschungel ein. Der kleine Heckmotor tuckert, sonst aber ist nicht das mindeste Geräusch zu hören.

Oft ist das Schilf im Wasser so dicht oder es liegen vom Blitz gefällte Baumstämme darin, daß Enrico den Motor abstellen muß und José das Paddel nimmt, unser Kanu vorsichtig um die Fährnisse zu steuern.

Jetzt indessen hat der Caboclo das Handzeichen José's zum Abstellen des Motors nicht beachtet. In voller Fahrt rammen wir einen der schwimmenden Baumstämme. Das Boot schwankt bedenklich – José schleudert dem Enrico einen gräßlichen Urwaldfluch an den Kopf.

Plötzlich sind die Dschungel laut und lebendig. Die Affen brüllen und schreien – Tausende von buntgefiederten Vögeln fliegen erschreckt über die Baumwipfel hinweg. Auch das bisher so stille Wasser ist in Aufruhr geraten. Es brodelnd und zischt, als hätte man es in einem großen Tauchsieder zum Kochen gebracht. Tausende von Piranhas wirbeln die Wasseroberfläche auf.

Mir wird fast übel – diese beute- und freßgierigen Raubfische sind ein scheußlicher Anblick. Stumpf sind die Köpfe, kurz und gedrungen die Körper. Wenn sie ihr Maul aufreißen, sieht man die scharfen Zähne dicht beieinander stehen. José bestätigt, daß die Piranhas Menschen wie Tieren in Sekundenschnelle alles Fleisch von den Knochen nagen.

Bei der Weiterfahrt sehen wir die Krokodile faul und träge im heißen Uferschlamm liegen. Plötzlich schießt auch dreißig Meter vor unserem Boot eine neun Meter lange Anakonda in das Wasser. Dann tauchen die ersten Urwaldhöhlen auf. Wir sind bei den Landarbeitern und Gummisuchern – den eine Million Caboclos, die an den Rändern der Dschungel wohnen. Es gibt kein elektrisches Licht, kein Frischwasser, es gibt keine Schulen, keinen Arzt (so etwas gibt es nur in den wenigen Städten), es gibt keine Zeitungen, kein Radio... es gibt so gut wie nichts für die eine Million Caboclos mit ihren Frauen und Kindern in den Dschungeln. Die Malaria und die Ruhr grassieren – das Durchschnittsalter liegt bei nur 35 Jahren. Die Tage und auch die Nächte sind heiß und schwül – Abwechslung gibt es keine. Da kaut man Padua, eine kokainhaltige Pflanze, und greift zum Cachaca, einem widerlich schmeckenden Urwaldschnaps.

Nun aber sehe ich große Farmen. Jute, Kakao, Maniok, Reis und Bananen werden angepflanzt. Der jungfräuliche Urwaldboden bringt phantastische Ernten. Für 20 Millionen Dollar Paranüsse kommen aus den Dschungeln und jährlich 25000 bis 30000 Tonnen des besten Naturgummis der Welt. Zudem findet man alle Edelhölzer der Welt in diesen Urwäldern.

Dieser Reichtum aber fließt bis heute in die Taschen einiger Großgrundbesitzer. Ihren Caboclos bezahlen sie nicht mehr als zwischen 50 bis 60 Mark für den Monat... die aber auch nicht in Bargeld, sondern in Waren. Es ist das teuflischste Ausbeutungssystem, das ich je gesehen habe.

Er ist in der Grünen Hölle auf der Suche nach Ölquellen

Der Basar ist ein hübsches Holzhäuschen, das da malerisch an einem der vielen Flußläufe liegt. Von allen Seiten kommen die Caboclos mit ihren Frauen und Kindern herbeigerudert. Fast fröhlich sehen sie heute aus.

Tabak und Bier, Kleider und Wäsche, auch Schmuck und Uhren können die Caboclos hier kaufen. Es ist alles billigste Ramschware – aber zu Preisen, die 100 bis 300 v.H. über denen in den Städten und Ortschaften liegen.

Die Caboclos kaufen ein. Da sie weder lesen noch schreiben können, unterzeichnen sie mit einem Kreuz. Der Verkäufer achtet darauf, daß jeder Caboclo über seinen Monatsverdienst hinaus einkauft – also Schulden hat. Wer Schulden hat, darf seinen Arbeitsplatz nicht aufgeben. So sind die Caboclos die ewigen Sklaven ihrer Grundherren. Die aber sind auch die Besitzer dieser Dschungelbasare und streichen noch die Profite an den hohen Gewinnspannen ein. „Die Caboclos machen sich für uns doppelt bezahlt“, sagen sie.

Im Arbeitszimmer des Gouverneurs von Amazonien hängen große Karten. „Wir haben fruchtbares Land im Überfluß“, erläutert er. „Jetzt auch haben wir große Erdölseen und viele wertvolle Mineralien in den Dschungeln festgestellt. Auch Wasser und Holz, den Gummi und die Paranüsse haben wir im Überfluß. In unseren Städten und Ortschaften haben wir bereits genügend Schulen und Krankenhäuser – die UN hat jetzt auch große Versuchsfarmen in den Dschungeln angelegt. Unser Ziel ist es, aus den Caboclos tüchtige und selbständige Farmer zu machen und auch in deren Siedlungen Schulen und Krankenhäuser zu bauen, für elektrisches Licht und Trinkwasser zu sorgen. Wir wollen die Bodenschätze bergen, den Amazonas regulieren und Amazonien verkehrsmäßig erschließen. Das alles ist bei dem Stand der Technik des 20. Jahrhunderts möglich. Das Geld und die Fachleute fehlen uns.“

Der Gouverneur aber glaubt, gute Hoffnungen haben zu können. „Wenn die Mächte der Welt jetzt wirklich aufhören sollten Atombomben und Raketen und anderes Menschen-Vernichtungsmaterial zu produzieren und statt dessen die Milliarden den Menschen nutzbar machen, kann auch aus der ‚Grünen Hölle‘ ein Paradies für einige hundert Millionen glücklicher Menschen werden.“

Die Jungen und Mädchen in den Dschungeln sind überzeugt, daß im Rahmen des Programms für die entwicklungsfähigen Gebiete auch Amazonien erschlossen werden wird. „Das Zeitalter der Ausbeutung der Massen weicht dem sozialen Zeitalter der Hilfe für alle Menschen. Auch wir in Amazonien können einen großen Beitrag leisten, den Hunger in der Welt zu bekämpfen und das Leben für alle schöner und lebenswert zu gestalten.“

Foto: Oscar Peter Brandt

Auch sie gehören zu uns

Ein Bericht, der zur rechten Zeit kam

Wenn man G.-J. Bomhoffs Untersuchung über die Gestrauchtelten zu Ende gelesen hat, fragt man sich, ob die Erwachsenen es sich eigentlich leisten können, von Gestrauchtelten zu reden. Denn die jungen Menschen, die hier gemeint sind, die straucheln ja in Wahrheit gar nicht, die stürzen, die gleiten aus, die rutschen ab, weil sie gestoßen, weil sie auf eine schiefe Bahn gedrängt, weil sie hin- und hergezerrt werden. Was konnte etwa der am 11. August 1936 geborene H. K. dazu, daß seine Eltern nicht miteinander auskamen, daß ihre Ehe geschieden wurde? Hören wir seine Geschichte, so wie sie G.-J. Bomhoff aus den Akten wiedergibt:

„Das Kind lebt beim Vater. Der Vater arbeitet als Schneider in Heimarbeit. Geringer Verdienst. Eine ältere Schwester ist Bürogehilfin, ein älterer Bruder ist Postfacharbeiter, verheiratet. Eine jüngere Schwester ist in Heimerziehung, ein jüngerer Bruder in Pflegeerziehung ... Der Junge fiel in der Schule durch seinen schlechten Versorgungszustand auf. Er war sehr ungepflegt, begann mehr und mehr, sich widersetztlich zu verhalten und vernachlässigte seine Schularbeiten so sehr, daß er schließlich in der 5. Klasse endgültig hängenblieb. Die Mutter führte einen dirnenhaften Lebenswandel, vernachlässigte die Familie, Streitereien waren an der Tagesordnung. Die Ehe wurde geschieden. Der Vater vermietete stundenweise an amerikanische Soldaten und ihre Mädchen. Der Junge war erheblich sittlich gefährdet.“

Mit dieser Jugendamtsakte kam der Sechzehnjährige zum Berufsberater aufs Arbeitsamt. Er wollte Hilfsarbeiter werden. Aber der Berufsberater überzeugte ihn davon, daß ein Berufsförderungslehrgang, der noch den Zugang zu einem Lehrberuf öffnete, besser sei. Über das Weitere geben die Eintragungen auf der Personalkarte der Berufsberatung Auskunft: „14. 6. 52. Junge allein. Vater angeblich mit Berufsförderungslehrgang einverstanden. Telefonisch vorbereitet. Überweisung an Pr. Mühle. 14. 8. 52: Anruf von Pr. Mühle: Junge ist seit einigen Tagen ohne Angabe von Gründen weggeblieben. Einladen!“

20. 8. 52. Junge allein. Besteht auf Hilfsarbeit. An A. V. verwiesen.

Eintragung der Arbeitsvermittlung vom gleichen Tage:

„An Hotel XY als Page eingewiesen und eingestellt.“

Der Schluß der Geschichte findet sich wieder in den Akten des Jugendamtes:

„Der Junge treibt sich herum, ist widersetztlich und störrisch, will nicht mehr nach Hause. Fürsorgeerziehung mit Heimunterbringung angeordnet. Dort entweicht er wiederholt, die Heime werden zweimal gewechselt. Der Vater ist sehr uneinsichtig. Er hielt den Jungen nach seiner Flucht aus dem Heim längere Zeit versteckt. Zusammenarbeit mit ihm ist schwierig. Im neuen Heim führt H. sich gut. Er hat Vertrauen zum Heimleiter gewonnen, arbeitet gern und willig in der Gärtnerei. Er hat sich anscheinend gefangen.“

Mit diesem Jungen ist es gerade noch einmal gutgegangen. Dennoch drängen sich ein paar Fragen auf. Warum hat das Jugendamt, das die Verhältnisse in der Familie doch kannte, so lange gebraucht, um einzusehen, daß auch vom Vater kein erzieherischer Einfluß kommen konnte? Wie konnte die Arbeitsvermittlung den Fehler machen, diesen sittlich gefährdeten Jungen ausgerechnet in eine Hotelpagenstelle zu vermitteln? Und warum mag dem dritten Heimleiter gelungen sein, was den ersten beiden nicht gelang: das Vertrauen des Jungen zu gewinnen?

Die Antworten darauf finden wir auch in Bomhoffs Buch. Obwohl der Apparat der Jugendfürsorge in der hessischen Großstadt, in der die von B. berichteten Fälle sich abspielten, im ganzen einigermaßen funktioniert, gibt es offenbar auch dort schwache Stellen im Getriebe. Wir lesen in dem von Bomhoff zitierten Bericht einer Soziologiestudentin unter anderem:

„Der Kreisstellenleiter kontrollierte zu viel, mischte sich zu sehr in die Arbeit der Innendienstbeamten und Fürsorgerinnen ein, machte unsachliche Einwände. Er ist ein guter Verwaltungsbeamter und legt Wert auf gute Verwaltungsarbeit. Hier wird auf genaue Einhaltung der Vorschriften geachtet. Kommen Jugendliche oder ihre Eltern zu den Beamten, so spürt man, daß auf der einen Seite der Abstand gewahrt wird und daß die andere entsprechend reagiert. Ich habe es nicht erlebt, daß einer der Betreuten offen erzählte ...“

Zwischen Fürsorgerinnen und Innendienstbeamten wird ein versteckter Kampf ausgefochten: Die Fürsorgerinnen wehren sich dagegen, daß man sie in ihrer Entscheidungsfreiheit allzusehr einengt ...

Die Kreisstelle arbeitet vor allen Dingen mit gesetzlichen und formlosen Schutzaufsichten. Zur Heimeinweisung und Fürsorgeerziehung entschließt man sich schwer. Man hält nicht viel vom Erziehungserfolg der Heime ...

Von den Erziehungsheimen, in denen die Jugendlichen untergebracht werden, wissen die Fürsorger nur sehr wenig. Sie kennen nicht einmal alle hessischen Heime dem Namen nach; über den besonderen Charakter jedes Heimes ist ihnen kaum

etwas bekannt. Das hat auch schon zu schlimmen Fehlentscheidungen geführt. So hat man zum Beispiel einen lebhaften, intelligenten Jungen in ein Heim gebracht, in dem fast nur entwicklungsgestörte Kinder sind. Er rückte nach einigen Wochen aus und erklärte, er wolle unter keinen Umständen zurück zu den ‚Verrückten‘.“

Und aus eigener Erfahrung berichtet der Autor:

„... Es lag die Schlußfolgerung auf der Hand, daß nicht nur die Eltern aus verständlichen Gründen, sondern auch die Lehrer und gegebenenfalls das mit dem Kind befaßte Jugendamt es für ratsam gehalten hatten, die Berufsberatung von dem gegebenen Sachverhalt nicht zu unterrichten. Wie in Einzelfällen bestätigt wurde, hegte man bei den genannten Stellen Befürchtungen, daß dem Kind bei seiner Berufsentscheidung Schwierigkeiten erwachsen könnten, wenn vorhandene oder vorhanden gewesene Erziehungsschäden dem Arbeitsamt bekannt würden. Daß gerade hierdurch häufig eine wirklich erfolgversprechende Beratung des jungen Menschen behindert oder gar verhindert wurde und daß es infolgedessen auch zu Fehlentscheidungen kommen mußte, braucht hier nicht näher erörtert zu werden.“

Bomhoffs Untersuchung kommt gerade zur rechten Zeit. Der Bundesfamilienminister hat den Entwurf eines neuen Jugendhilfegesetzes, das das alte Jugendfürsorgegesetz ersetzen soll,

vorgelegt. Die Öffentlichkeit wird sich damit beschäftigen, die Träger der Jugendarbeit werden Stellung nehmen, der Bundestag wird es beraten und beschließen müssen. Allen, die damit zu tun haben, bringt das Buch wertvolles Tatsachenmaterial, gibt es deutliche Hinweise auf das, was besserungsbedürftig ist. Vor allem aber möchte man wünschen, daß sich auch etwas von dem Geist mitteilt, der diese Arbeit erfüllt. Der Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer, der dem Buch ein Geleitwort schrieb, charakterisiert ihn so:

„In dieser Zeit, in der die soziale Frage von Staats wegen beantwortet werden muß und Menschenliebe fast zwangsläufig organisiert und administriert wird, ist es wohlthuend, ein schlagendes Herz auch in den Ämtern zu vernehmen. Im Buche Bomhoffs wird nicht die Frage Kains aufgeworfen: ‚Soll ich meines Bruders Hüter sein?‘ Hier kann das wissende Verstehen eines Berufsberaters und Arbeitsvermittlers, seine Achtung vor dem anderen, sein Verantwortungsgefühl für den anderen und die Fürsorge für ihn dankbar erlebt werden.“

(Das Buch ist im Agenor-Verlag, Frankfurt a. M., erschienen.)

Cato

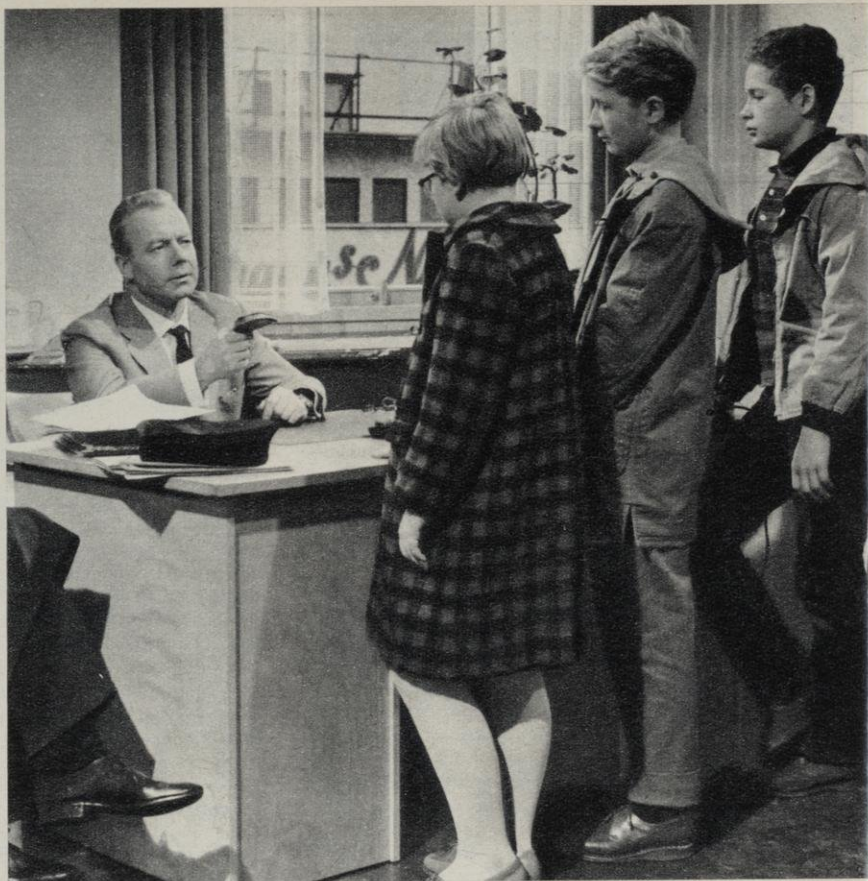
Foto: Werner Schloske



Heinz Rühmann als Jugendrichter

Fotos: Ulrich / UFA

Heinz Rühmann spielt die Titelrolle in dem von Paul Verhoeven inszenierten Kurt Ulrich-Film „Der Jugendrichter“, der im UFA-Filmverleih herauskam. Als Amtsgerichtsrat Dr. Bluhme fällt er durch seine Urteile auf, die allgemein als „originell“ bekannt sind. In Wirklichkeit will er damit den jungen Menschen helfen.



Er macht zwar ein strenges Gesicht, aber er wird helfen, statt zu strafen.



Gleich der Vorspann dieses Filmes wird zum Tribunal: Ein der Tierquälerei bezichtigter Junge, der wütend eine Probe der von seinem Vater zu Unrecht, wie er glaubt, empfangenen Tracht Prügel spontan auch an einen fremden Hund weiterreichte, kommt vor dem Jugendrichter lediglich mit einer Verwarnung davon, allerdings mit der Maßgabe, daß er sich ab sofort besagter herrenloser Kreatur liebevoll anzunehmen und den Erfolg seiner Bemühungen in regelmäßigen Abständen unter Beweis zu stellen habe. Nach Schluß der Verhandlung folgen wir dem das Gesetzbuch zugunsten einiger Kenntnisse psychologischer Paragraphen gelinde vernachlässigenden Herrn Jugendrichter über die Flure in sein Amtszimmer, wo er seine Pfeife in einer junggesellenhaften Manier sucht und findet und raucht, was derart vergnüglich anzusehen ist, daß ihm bei solchem Gebaren nicht einmal über einen Mangel an Sympathie seitens Nichtraucher bange zu sein braucht.

In Wahrheit dürften diesem Mann ohnehin kaum Sympathien versagt bleiben. Und es fällt schwer, die schauspielerische Leistung dessen, der uns da von der Leinwand herab so amüsant nahetritt, objektiv zu beurteilen, fällt deshalb schwer, weil es so leichtfällt. Das geht nun schon durch Generationen: Ob als frühreifer, spätreifer Schüler (in der „Feuerzangenbowle“, die immer noch gern gesehen und gezeigt wird) oder als „Pauker“ (Glücksfall, daß jener Film gleichzeitig noch einmal lief, als „Der Jugendrichter“ in der nämlichen norddeutschen Großstadt Mitte Februar uraufgeführt wurde), ob als Begleiter jenes Mannes, „der Sherlock Holmes war“ alias Hans Albers, oder ob jetzt erstmals als aktenkundige Autorität mit schwarzem Barett und weißer Fliege, – Heinz Rühmann hat in allen diesen Rollen die Jungen und Junggebliebenen begeistert, und wer ihn niemals als „Quax, der Bruchpilot“ sah (mangels Alter), der brauchte ihn dann aber zumindest nicht mehr als den „Hauptmann von Köpenick“ zu versäumen. Manche Eintrittspreise nennt man „volkstümlich“? Diesen Schauspieler sollte man so nennen! Wenn wir Eltern oder Ältere fragen – vermutlich haben sie ihn auch als „Mustergatten“ im

Gedächtnis. In der Tat, ihm eignet etwas Musterhaftes, Exemplarisches, Vorbildliches; was ja nicht unbedingt auch heißt, daß er bzw. die Rollen, die er so und nicht anders verkörperte, wirklich unbesehen zum Vorbild taugten. Aber ein Mann, den man vielleicht um so ernster nehmen muß, je weniger ernst er sich selbst (obschon nur scheinbar) nimmt – möchten wir denn nicht etwas Ähnliches sein oder zum Freund haben? Wissen, was ein „Stammzahn“ ist, und uns trotzdem oder gerade deshalb ein wenig öfter aus diesem oder jenem „ein Gewissen machen“, aber nicht wie eine schlechtere Bastelarbeit für den kleinen Bruder – wünschen wir uns das nicht alle? Alle alten und neuen Welten kennen, aber ohne daß das zugleich bedeuten müßte, daß man nun in jeder gleichermaßen gern zu Hause wäre oder zu Hause sein könnte – ist das keine Vorstellung, die uns reizt? Natürlich, nicht immer wird uns die Unbeholfenheit so gut gelingen oder auch so gut zu Gesicht stehen wie dem, der uns das da kraft seiner Kunst vormacht; und sind oder glauben wir uns einmal jemand überlegen, werden wir womöglich nicht über die gleichen leichten Töne für solche Haltung verfügen, werden nicht allenfalls über der Situation, aber niemals über einem Menschen stehen wie der Heinz! Aber das kann niemals ernstlich entmutigen. Und ich meine, genau das will uns auch sein einzigartiges Lachen, seine einzigartige mimische Verschmitztheit sagen, die ihn um Welten davon trennt, was sich ansonsten noch hierzulande als sogenannte Komiker in die Ateliers verpflichten läßt. Gewiß, für sein Gesicht und was er daraus macht, dafür kann er nicht; immerhin: er kann's. Doch wenn uns das dennoch zu seinen Neidern avancieren ließe – es würde wohl weder ihm noch auch uns wirklich schaden.

Nun also amtiert er als „Jugendrichter“. Wie wir erfahren, ist er sogar vor Drehbeginn einige Wochen lang bei einem sozusagen echten Titelträger quasi in die Lehre gegangen, und „wie er räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgucken“ könnte man nicht ganz stillrein mit einem „Wallenstein“-Zitat im Satz fortfahren. Allerdings, der obligate Vorspanntext, demzufolge alle Personen und Bege-



Amtsgerichtsrat Dr. Bluhme (Heinz Rühmann) ist über den nächtlichen Besuch seines Schützlings Inge (Karin Baal), die er in der von ihm bewohnten Pension untergebracht hat, nicht wenig erstaunt. Aber Inge muß ihr Herz erleichtern

Der wegen Tierquälerei angeklagte Peter wird dazu verurteilt, seinen Hund zu pflegen und ihn in bestimmten Zeitabständen dem Jugendrichter vorzuführen



benheiten der Handlung erfunden und etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Geschehnissen rein zufälliger Natur seien – dieser Vorspanntext ist nur zu wahr. Denn dieser Jugendrichter ist eine Idealgestalt, und das Wörtchen Ideal liest sich leider bereits in jedem einigermaßen verlässlichen Lexikon als Wunschbild nach. (Immerhin: Ein zweiundzwanzig Jahre alter Autolackierer aus Urberach im Kreis Dieburg wurde letzthin dazu verurteilt, Kogons Bericht vom „SS-Staat“ zu lesen, weil er im Oktober 1959 SS-Runen auf Autotüren gekratzt hatte. Und nebenbei: Man sollte zu dieser Lektüre nicht zuerst mittels eines Gerichtsurteils gezwungen werden!) Doch das ist kein entscheidender Einwand gegen diesen prächtigen Film, und auch noch einige andere mögliche Einwände mögen gleich mit unter den Tisch fallen. Seine Vorzüge: Die genau beobachteten, genau beobachtenden Dialoge, wie man sie selten genug in deutschen Filmen loben kann; vorzügliche schauspielerische Leistungen, zu deren Würdigung sich flugs der Name Paul Verhoevens als der des Regisseurs gesellen mag (Karin Baal ist der genossene Schauspielunterricht übrigens gut bekommen); und: Heinz Rühmann. Von ihm als Jugendrichter verurteilt zu werden, ist möglicherweise sogar eine ähnliche Verlockung, strafällig zu werden, wie der offene Spind ehemals beim Barras als Verleitung zum Kameraden-diebstahl gewertet wurde. Man sehe sich also im eigenen Interesse gehörig vor...

Wenn das übrigens den Ausschlag geben sollte: Dies ist einer der wenigen Fälle, wo man sagen kann, der Film sei besser geraten als der Filmroman (der in der „Bildzeitung“, diesem Groschengrab, das wahrhaftig noch mindere Gewinnchancen bietet als jeder Spielautomat, vorabgedruckt wurde). Man lasse sich mithin schon bald überzeugen.

Friedhelm Andreas

Zu empfehlen

Als bei einem Jungen in einem Berliner Lichtspielhaus festgestellt wurde, daß er für den laufenden Film noch nicht das erforderliche Alter besaß, bekam er nicht, wie das bisher geschah, sein Eintrittsgeld zurück, sondern an der Kasse einen Gutschein, der zum Besuch eines jugendfreien Films berechtigt. Der Berliner Senator für Jugend und Sport ließ den Verband der Berliner Filmtheater daraufhin wissen, daß er diese Methode aus erzieherischen Gründen für durchaus empfehlens- und nachahmenswert halte.

Marilyn

Als man Marilyn Monroe fragte, warum ihr Gatte Arthur Miller sie nie bei den Dreharbeiten von „Manche mögens heiß“ besucht habe, gab sie zur Antwort: „Warum sollte er? Ich schaue ihm ja auch nicht über die Schulter, wenn er schreibt.“

Das süße Leben

So heißt der italienische Film „La dolce vita“, dessen Erstaufführung in Italien großer Krawall begleitete. Es gab Pfiffe und Applaus, Huldigungen und Duellforderungen. Der Regisseur Fellini wurde als Kommunist bezeichnet. Zu einer öffentlichen Diskussion in Rom drängten sich Tausende von Menschen. Die Schriftsteller Moravio und Pasolini sowie einer der Drehbuchautoren widerlegten die Anwürfe gegen den Film und vertraten die Ansicht, daß mit diesem Film eine neue Epoche des italienischen Films begonnen habe. Fellinis Film sei eminent katholisch, denn alle Charaktere, selbst die korruptesten noch, seien mit Liebe und Gnade gezeichnet worden. Das Organ des Vatikans forderte die Absetzung des Films. Die italienische Regierung sprach sich für den Film aus.

Preis der Filmkritiker

Fünf deutsche und vier ausländische Filmkünstler wurden für ihre Leistungen im vergangenen Jahr mit dem Preis der deutschen Filmkritiker bedacht. Bernhard Wicki als Regisseur und Hans-Martin Majewski für die Musik des Films „Die Brücke“. Der Hamburger Schauspieler Hanns Lothar für seine Darstellung einer Nebenrolle in dem Film „Buddenbrooks“; der Nachwuchsschauspieler Götz George für seine Leistung in dem Film „Jaqueline“; der Kameramann Igor Oberberg für die Fotografie des Films „Der Rest ist Schweigen“.

Von den Ausländern bekamen den Preis: Marcel Camus für den Film „Orfeu Negro“, Jean Gabin für seine Rollen in den Filmen „Im Kittchen ist kein Zimmer frei“ und „Die großen Familien“, Simone Signoret für den Film „Der Weg nach oben“, Jean-Claude Brialy für seine Nebenrolle in dem Film „Les Cousins“.

Im Kittchen war ein Zimmer frei

Der 63 Jahre alte Hilfsarbeiter Wilhelm S. hatte nicht das wenige Geld, um das Obdachlosenasyl zu bezahlen. So kam er auf den Gedanken, ins Gefängnis zu gehen. Aber die Beamten sagten ihm, daß gegen ihn keine Strafanzeige vorliege. Auf die Bitte des Hilfsarbeiters, ihm einen Tip zu geben, zuckten die Beamten die Schultern. Er ging, kam aber nach wenigen Minuten wieder und sagte: „Jetzt müßt ihr mich einsperren.“ Er hatte mit einem Stein die Blaulichtanlage eines Funkstreifenwagens zertrümmert. Man führte ihn in die Arrestzelle. Der Richter, der ihn am anderen Morgen vernahm, verurteilte ihn zu zwei Monaten Gefängnis, weil er Verständnis für den Angeklagten hatte, denn er sah am Abend vorher „Im Kittchen ist kein Zimmer frei“. „Damit dürften Ihnen die Quartiersorgen für die kältesten Monate abgenommen sein“, meinte er zu dem Angeklagten.

H. P.

Gesundheit ist uns teuer

Aus dem Programm des Kabarets der Gewerkschaftsjugend in Hagen „Die Stichlinge“

(Arztpraxis. Der Arzt sitzt am Tisch und schreibt. Die Schwester steht gelangweilt herum und liest Zeitung.)

Schwester: Das ist ja interessant ...

Arzt: Was?

Schwester: Hier steht: Krankenstand im Jahre 1969 um 80 v. H. gesunken.

Arzt: Das brauche ich nicht in der Zeitung zu lesen.

Schwester: Jaja, man merkt's an der Praxis. Was hat doch unser Wirtschaftswunder die Leute gesund gemacht!

Arzt: Nicht das Wirtschaftswunder, sondern die Krankenkostenbeteiligung. – Aber sagen Sie, Schwester, was macht eigentlich unser Patient? Er müßte doch heute kommen.

Schwester: Ist schon da. Ich habe ihn extra warten lassen. Wenn er sofort drankommt, macht das einen so armen Eindruck.

Arzt: Soso. Na, jetzt hat er wohl lange genug gewartet. Lassen Sie ihn herein.

Schwester: (nach draußen). Der Nächste bitte. (Patient kommt hustend herein.)

Arzt: Ah, da sind Sie ja wieder, Herr Schluckauf.

Patient: Guten Tag, Herr Doktor.

Arzt: Und wieder schluckauf, Herr Wohlauf – ah – wieder wohlauf, Herr Schluckauf?

Patient: Ich glaube ja.

Arzt: Na, woll'n mal sehen. Machen Sie sich frei.

(Patient öffnet das Hemd, Arzt untersucht flüchtig.)

Arzt: Hm. Na, in der Brust ist wohl noch was zurückgeblieben von der Grippe. Ich werde Ihnen was Schönes aufschreiben. Schwester, schreiben Sie ...

Patient: Herr Doktor, ich weiß nicht ...

Arzt: Was?

Patient: ... ob ich mir das noch leisten kann. Können Sie mir nicht erst einmal sagen, was ich nach der Kostenbeteiligung bis jetzt zu bezahlen habe?

Arzt: Schwester, holen Sie einmal die Unterlagen.

Schwester: (holt und liest)

10. 2. Beratung 1.50

Blutsenkung 1.50

12. 2. Hausbesuch 1.50

1 Spritze 1.50

13. 2. dasselbe 3.00

14. 2. dasselbe 3.00

17. 2. Feststellung der Arbeitsfähigkeit 1.50

heute Schlußuntersuchung 1.50

Macht zusammen bis heute 15.00 Mark.

Patient: Dazu Selbstbeteiligung an Medikamenten 4 Mark dreißig. Macht zusammen 19.30!

Arzt: Na, sehen Sie, noch keine 20 Mark. Billige Grippe!

Patient: Sagen Sie. Wissen Sie, was mich die Sache noch kostet?

Arzt: Na?

Patient: (holt Notizbuch hervor)

Die ersten beiden Tage weder Lohn noch Krankengeld Ausfall 28.15

Weitere sechs Tage 90 v. H. Ausfall 8.40

Macht 36.55, dazu 19.30, macht 55.85 für acht Tage. Ist das vielleicht 'ne billige Grippe?

Arzt: Guter Mann, was sagen Sie das mir? Bedanken Sie sich beim Bundesarbeitsministerium. Die haben doch dieses Gesetz ausgeheckt! – Also, soll ich Ihnen was für die Bronchien aufschreiben oder nicht?

Patient: Nicht!

Arzt: Na schön, machen Sie ersatzweise zehn Kniebeugen täglich. Da wird der Husten unruhig und flüchtet.

Patient: Ich auch! (Geht.)

Schwester: Ich weiß nicht, in der letzten Zeit sind die Menschen so gesetztesfeindlich ...

Arzt: Jaja, und wir haben keinen Patienten mehr.



(Schwester geht ordnend hin und her, auch nach draußen, kommt aufgeregt zurück.)

Schwester: Herr Doktor, Herr Doktor ...

Arzt: Ja, was denn?

Schwester: Draußen ist ein Neuer.

Arzt: Kommen lassen.

Schwester: (nach draußen). Der Nächste bitte! (Geht ihm entgegen und stützt ihn.)

Arzt: Guten Tag, Herr, Herr ...

Patient: Zuckebain ... mit Z.

Arzt: Ah, Herr Zuckebain. Mit Z. Na, wollen mal erst die Formalität erledigen.

(Schwester hält die Hand auf.)

Patient: Ich verstehe nicht ...

Schwester: Einsfünfzig Kostenbeteiligung weg.

Patient: Das ist ja wie im Kino. Da kostet's auch Eintritt.

Arzt: Im Kino kriegen Sie aber dafür einen schlechten Platz.

Schwester: Und hier wird Ihnen alles deutlich... (Patient zahlt.)

Arzt: Soso, was haben wir denn für ein Wehwechen?

Patient: Ich bin in letzter Zeit so unruhig. Kann nicht schlafen. Es braust in den Adern, es zuckt in Armen und Beinen.

Arzt: Und der Kopf?

Patient: (Zuckt mit dem Kopf.) Ist vollkommen ruhig.

Arzt: Wahrscheinlich Blutkreislaufstörungen. Wollen mal eine Blutsenkung machen. Streifen Sie mal den Ärmel hoch.

Schwester: Einsfünfzig für Sonderleistung.

Patient: Ich komme aber auch in das Portemonnaie, ohne die Ärmel hochzuzustreifen.

Schwester: Streifen Sie ruhig, heutzutage muß man tief in den Säckel greifen.

(Patient zahlt, Arzt nimmt Blutsenkung vor.)

Arzt: Dacht' ich's doch. Zu hoher Blutdruck. (Faßt an den Hals des Patienten) Nanana, die Schilddrüse scheint ein bißchen übereifrig zu sein. Wollen mal eine Spritze verabfolgen.

Patient: Einsfünfzig.

Schwester: Richtig. Kostenbeteiligung für Sonderleistung.

(Patient zahlt und bekommt Spritze.)

Arzt: Übrigens, das mit der Schilddrüse werden wir wohl nicht so schnell wegbekommen. Ich schreibe Ihnen eine Packung Spritzampullen auf. Das kostet ...

Patient: Einsfünfzig.

Schwester: Falsch. Zwodreißig Arzneimittel-Kostenbeteiligung. (Patient will ihr das Geld geben.) Zu zahlen in der Apotheke.

Patient: (Zuckt mehr und mehr.) Ich merke schon die Wirkung. Ich werde immer ruhiger.

Arzt: Naja, wenn eine Krankheit erst in die richtigen Hände fällt ...

Schwester: Dann kommt es ihr teuer zu stehen. Und was den hohen Blutdruck angeht, so werden diese Tropfen, die ich ihnen aufschreibe ...

Patient: Danke, danke, mir genügt's!

Arzt: Schön, dann ersatzweise zehn Kniebeugen täglich, da wird sich's der Blutdruck überlegen, ob er höher steigt.

(Patient fällt in Ohnmacht, zuckt aber rhythmisch. Schwester stützt.)

Schwester: Herr Doktor, er ist ohnmächtig.

Arzt: Um Himmels willen. Schnell das Riechfläschchen. (Holt es, hält es unter die Nase des Patienten. Der kommt zu sich, schnuppert.)

Patient: Das tut aber gut, das Riechfläschchen!

Schwester: Einsfünfzig für Sonderleistung! (Patient kriegt Schreikrämpfe, schlägt um sich und verschwindet.) (Draußen hupt es laut und wiederholt.)



Arzt: Was ist da für ein Lärm auf der Straße?

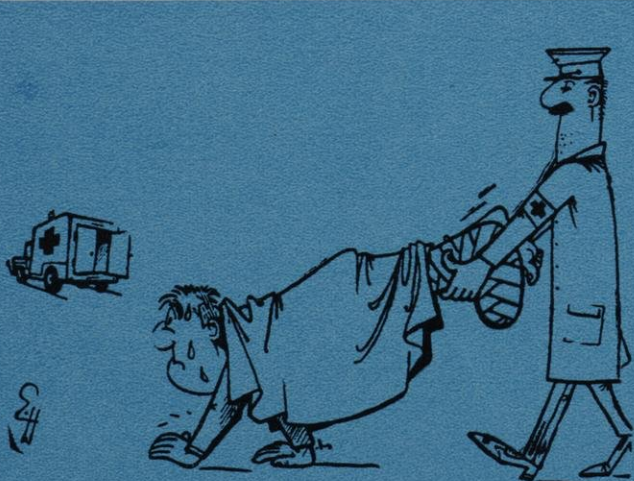
Schwester: (blickt aus dem Fenster.) Da unten steht ein Bus mit Rotkreuzfahne.

(Fahrer des Busses kommt.)

Fahrer: Guten Tag! (Schwester hält die Hand auf.)

Arzt: Guten Tag, na, was haben wir denn für ein Wehwechen?

Fahrer: Jar keens, Herr Dokta. De Wohlfahrt hat einen Bus eingesetzt, um de Kranken einzusammeln, die sich wejen der Kostenbeteiligung nich zum Dokta trau'n. Ick soll se Ihnen bringen!



Demnächst: Kostenbeteiligung für Kranke



Immer daneben!